Am Abgrund der Ehe..

Novelletten

von

F. von Kapff-Essenther.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe)

1888.

Inhalts-Verzeichniß.

Eine Theaterheirath.

In einem abgesonderten Salon des feinsten Restaurants der Residenz war eine Gesellschaft von jüngern Aristokraten versammelt. Die Herren waren aus Anlaß einer Zeitungsnotiz, welche die Verlobung eines hochgestellten Aristokraten mit einer Schauspielerin ankündigte, in eine lebhafte Unterhaltung gerathen.

Eine Reihe von Fragen ward aufgeworfen und in verschiedenstem Sinne beantwortet. — Warum sind die Theaterheirathen jetzt förmlich Mode? Handelt es sich dabei nur um eine Modethorheit oder um ein demokratisches Princip, um eine zeitgemäße Vorurtheilslosigkeit? Bieten diese Heirathen eine Garantie für häusliches Glück? Erfordert die Rücksicht auf dieses und das aristokratische Prestige, daß die Bühnenkünstlerin ihrem Berufe entsage, und wenn sie entsagt, ist diese Entsagung aufrichtig, vollständig dauernd? — Man sprach darüber hin und her.

Ein junger Rittmeister, welcher das große Wort führte, behauptete, glückliche Ehen mit Schauspielerinnen seien unmöglich, und alle Beispiele aus der Erfahrung, die man dagegen anführe, wären nach seiner Ansicht nicht glaubwürdig.

„Dieses Der-Bühne-Entsagen," rief er, „ist ja immer eine bewußte oder unbewußte Komödie. Da wird eine feierliche Abschiedsvorstellung veranstaltet; die junge Frau lebt einige Zeit in Zurückgezogenheit, dann geht die erfreuliche Meldung durch die Zeitungen, daß die schmerzlich vermißte Künstlerin sich entschlossen habe, zu einem wohlthätigen Zweck ihre Glanzrolle zu spielen. Diese Wohlthätigkeitsvorstellung, welche einen ungeheuern Erfolg erzielte, wird wiederholt, und zum dritten mal wird eine andere Glanzrolle hervorgeholt. Dann folgt die Künstlerin einer „dringenden" Einladung zu einem „kurzen" Gastspiel, welches in Anbetracht des „großen Erfolges" verlängert wird, und auf einmal hört man, daß die Künstlerin für die nächste Saison —"

Der Redner brach plötzlich erröthend ab, und wandte sich mit einer verlegen gestammelten Entschuldigung an einen Herrn, der während des Gesprächs unbemerkt eingetreten war und den Schluß desselben lächelnd angehört hatte.

Es war ein Vierziger von stattlichem Körperbau, strammer Haltung, hübschem, offenem, gesund gefärbtem Gesicht und schönen blauen Augen.

„Seien Sie versichert, Herr Baron, daß ich keine Ahnung hatte —" sagte der junge Rittmeister.

Der mit „Baron" Angeredete lachte. „Ich muß nun wohl gute Miene zum bösen Spiel machen. Sie haben da zwar ganz kurz die Geschichte meiner Theaterheirath entwickelt, aber ja doch nicht mehr gesagt, als was alle Welt weiß."

„Ja, aber es war ganz allgemein und ohne jede persönliche Beziehung gesagt, Herr Baron.“

„Ich glaube Ihnen, Herr Rittmeister, aber das Unglück ist nun geschehen. Ich stehe nun einmal da, und im Stillen vergleicht jeder den eben erlassenen Steckbrief gegen Theaterheirathen mit meiner Ehe. Ich denke, es ist nun am besten, ich sage Ihnen auch meine Meinung über Theaterheirathen. Niemand wird mir bestreiten, daß ich dazu berufen bin.“

Lauter, allgemeiner Beifall begleitete diese in scherzhaftem Ton gesprochenen Worte.

„Und da ein jeder von Ihnen sich in eine Theaterprinzessin verlieben und dieselbe auch zum Altar führen kann,“ fuhr der Baron fort, „so will ich Ihnen zu Nutz und Frommen lieber gleich erzählen, was es mit meiner Theaterheirath auf sich hatte.“

Nachdem die lauten und lebhaften Bezeigungen der Theilnahme und des Interesses zum Schweigen gebracht waren, begann der Baron:

Ich war ein junger Lieutenant und mit Beibehaltung meiner Charge beurlaubt, um mein väterliches Gut zu verwalten, während mein Vater in diplomatischer Sendung im Ausland weilte. Den Sommer verbrachte ich also auf der Besitzung draußen, den Winter aber in der Residenz, die hauptstädtischen Vergnügungen mit einer gewissen Mäßigkeit genießend, die nun einmal in meinem Charakter lag. Ich besuchte gern das Theater, und da ich nicht musikalisch war, meist das Schauspiel, besonders das

Lustspiel. Auf unseren Vorstadtbühnen, wo jetzt ausschließlich die Operette und die Posse herrschen, waren damals noch vielfach das französische Sittenbild und die Pariser Komödien heimisch.

Da sah ich nun wiederholt eine junge, anmuthige Schauspielerin, welche weniger wegen ihrer Schönheit als wegen ihres heiteren, lebendig natürlichen Wesens der Liebling des Publikums war. Sie spielte stets die Heldin in jenen französischen Verwicklungskomödien, denen zu folgen mir stets einiges Kopfzerbrechen verursachte, in jenen leichten Einactern, wo die Verlobung eines jungen Paares mit so lustiger Eile vor sich zu gehen pflegt. Oft hatte die Heldin dabei wenig zu thun, sie mußte den strengen Papa umgirren, irgend eine Tante betrügen, gegen den Erwählten etwas schnippisch sein. Am Schlusse aber mußte sie ihm selig in die Arme fliegen, und damit hatte es mir die Kleine angethan. Sie machte das reizend, sie konnte in dem Moment, da der Vorhang fiel, so glückselig aussehen, daß es mir ordentlich ins Herz ging. Mir gefiel sie so sehr, daß ich den ganzen Abend in freudiger Spannung auf diesen Augenblick wartete. Und dann dachte ich immer: „Ist das bloße Komödie, oder stellt sie sich das Liebesglück so schön vor? Und glücklich jener, den sie einmal so selig anblicken wird, ohne Komödie zu spielen!“ Mir wurde ganz eigen zu Muthe bei diesem Gedanken.

Ich erkundigte mich nach ihr. Schwer zugänglich sollte sie nicht sein, auch recht kokett, aber etwas schlimmes

wußte man ihr nicht nachzusagen. Nach und nach hatte sie sich meines ganzen Denkens bemächtigt. Am Sonntag versetzte mich das ausgegebene Wochenrepertoire in Aufregung: wird sie spielen oder nicht? Mein erster Weg des Morgens war zum Theaterzettel; vielleicht spielt sie doch — oder spielt sie wirklich? Ich fehlte in letzterem Falle nie und konnte nicht begreifen, daß die Leute an anderen Tagen auch ins Theater gingen.

Eines Abends war ich mit einem Freunde im Theater, welcher mein Interesse merkte, sich wohlwollend meiner bemächtigte und mich hinter die Coulissen schleppte. Er kannte Fräulein Geißler — so hieß meine Flamme — und war bereit, mich ihr vorzustellen. So geschah es. Plötzlich stand ich ihr gegenüber, hörte ihre süße Stimme, der ich so oft in respectvoller Entfernung gelauscht hatte, in unmittelbarer Nähe. Ja, nun merkte ich erst selbst, wie heftig ich verliebt war, denn ich wußte gar nicht recht, was ich vorbringen sollte, alles Blut schoß mir zum Herzen.

Von nun ab sah ich das Fräulein öfter. Ich wurde zu ihren Empfangsabenden zugelassen, wo sich auch Herrengesellschaft zahlreich einfand. Ich hatte nun selbst Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Fräulein Geißler kokett war. Sie spielte mit jedem der Herren eine eigene Komödie: mit dem einen war sie schnippisch, mit dem andern etwas sentimental, wieder einem andern gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig, und einen vierten behandelte sie en bagatelle; ein jeder von ihnen aber bildete

sich ein, begünstigt zu sein. Nur mir gegenüber schien sie gar keine Rolle zu spielen, da war sie ganz gerade und einfach wie ein guter Kamerad. Ich dachte: „Sie hat es eben gleich weg, daß in mir eine Bärennatur steckt, welche schwer zum Tanzen zu bringen ist."

Dabei aber wuchs meine Leidenschaft für sie, und eines Abends, als sie reizender denn je als glückliche Braut erschienen war, konnte ich mich nicht länger bezwingen. Ich marschirte geradewegs in ihre Garderobe. Als mich die Dienerin einließ, stand das Fräulein in Hut und Mantel da, bereit zum Fortgehen. Ich fragte sie einfach, ob das vorhin Komödie gewesen, als sie so schön die glückliche Braut gespielt. Sie erwiderte: „Nein, nicht ganz, ich stelle mir das wirklich so schön vor."

„Nun, Fräulein, so spielen Sie doch einmal diese schöne Rolle in Wirklichkeit. Entschließen Sie sich, der Komödie zu entsagen und das Weib eines Mannes zu werden, der Sie von Herzen liebt!"

Sie war einverstanden, und wir verlobten uns noch an demselben Abend. Aber das glückselige Gesicht bekam ich nicht zu sehen; meine Braut wurde sentimental und weinte, als der große Moment gekommen war.

Ihr Verbleiben an der Bühne war gar nicht zwischen uns zur Sprache gekommen, die Principienfrage gar nicht gestreift worden. Mir schien es selbstverständlich, daß sie nicht weiterspielte, und ihr auch; wir redeten gar nicht darüber. Sie freute sich auf den eigenen Hausstand, auf die Zurückgezogenheit, vielleicht auch ein wenig auf die

„Frau Baronin“. Wir waren sehr glücklich; die Notiz ging durch die Blätter, ihr Rücktritt wurde sehr bedauert. Sie schien das gar nicht zu beachten, ich aber machte mir Ausschnitte aus den Zeitungen und verwahrte sie. Die Leute, die zu uns kamen, bedauerten ebenfalls den Rücktritt meiner Braut von der Bühne, „im Interesse der Kunst“. Dann lachten wir wohl, oder ich sagte auch: „Hol' der Teufel die ganze Kunst, wenn ich nur mein Weibchen habe.“

Lotte — so hieß sie — gab ihre Rollen ab und verschenkte ihre Costüme, alles heiter, leichten Herzens. Dann kam die Abschiedsvorstellung mit den üblichen Ovationen, die sich natürlicherweise verdoppeln, wenn es sich um eine junge Braut handelt. Mir wurde bei dieser Gelegenheit etwas bange; ich saß in meiner Loge und sah, wie die Leute applaudirten, Blumen warfen und meine Lotte endlos vor die Lampen riefen.

„Jetzt fängt das Bedauern, die Reue an, sich in ihr zu regen!“ dachte ich. Nachdem der Vorhang gefallen war, eilte ich in die Garderobe; aber Lotte flog mir entgegen mit jenem glücklichen Brautgesicht, das ich an ihr zuerst geliebt hatte; nun war ich ganz ruhig, ganz beseligt.

Bald darauf fand unsere Trauung statt; da gab es eine von Menschen gefüllte Kirche, Gaffer, Zeitungsberichterstatter — die letzten Ausklänge der Berühmtheit. Wir reisten nach der Ceremonie auf unser Gut ab, wo wir die glücklichsten, heitersten Flitterwochen verlebten.

Eines Abends — es ist mir noch, als wäre es

heute — langweilte ich mich und gähnte. Lotte machte mir Vorwürfe darüber; ich berief mich auf die Einförmigkeit des Landlebens. Auf einmal begann sie einen langen, pathetischen Hymnus auf dieses Landleben mit eingestreuten Ausfällen auf Unempfindlichkeit und moderne großstädtische Blasirtheit. Ich hörte ihr mit offenem Munde zu, denn solche allgemeine Betrachtungen waren nicht meine Sache. Endlich lachte ich, während sie erst recht in Eifer gerieth; zum Schluß ärgerten wir uns beide.

Sonderbar! Mit einem mal schien ein fremdes, mir unverständliches, unruhiges Element in unser Zusammenleben gekommen. Lotte begann an seltsamen Einfällen zu leiden. Am folgenden Tage machte sie, trotz der gestern gerühmten Herrlichkeit des Landlebens, die Entdeckung, daß ihr Leben doch eigentlich „leer" sei. Sie wollte sich der Armen im Dorfe annehmen, die Kranken besuchen, Wohlthaten ausstreuen.

„Das ist ein unschuldiges Vergnügen," sagte ich, „streue Wohlthaten aus, streue!"

Aber ihr Hauptstudium war doch die Toilette, die sie dabei tragen wollte, die durchaus derjenigen einer alten Chatelaine ähnlich sein sollte. Nun, die Toilette war fertig, saß und kleidete vortrefflich, und dem Wohlthun stand nun nichts mehr im Wege. Lotte suchte sich also „Hütten" auf, vertheilte Wein und Fleisch an alte Leute, Obst und Gebäck an die Schulkinder. Natürlich spielten ihr die Leute bald richtige Komödien vor, denn Lotte war besonders freigebig, wenn man ihr eine recht

„ergreifende“ Geschichte erzählt hatte. Besonders gern ging sie in die Strickschule, vertheilte Belohnungen an die Fleißigsten, hielt kleine Anreden und ließ sich Hochs ausbringen. Dann kam das Kirchweihfest; dazu wurde wieder ein besonderes Costüm angefertigt, und sie spielte die Herablassende, tanzte mit den Bauernburschen um den Tanzbaum und nippte von ihrem sauern Wein.

Aber auch der Kirchtag ging vorüber, und Lotte begann plötzlich ihr Leben „unerträglich leer“ zu finden; sie wollte nach der Stadt zurück.

„Mein Kind, Du mußt Dich gedulden, bis die Kartoffeln herein sind,“ sagte ich harmlos.

„Deshalb würdest Du mich hier einkerkern?“ rief sie, „wegen der Kartoffeln?“

„Einkerkern!“ sagte ich ärgerlich, „was das für Redensarten sind! Aber gewiß, das Geschäft geht vor dem Vergnügen, die Kartoffeln vor den winterlichen Amüsements.“

Nun folgte eine jener Scenen, an die ich mich späterhin gewöhnen lernte, die mich aber anfangs in die größte Bestürzung versetzten. Lottchen weinte und declamirte und rief den Himmel zum Zeugen an, daß sie in unwürdigen Banden schmachte und dergleichen mehr. Ich glaube, ich machte ein sehr dummes Gesicht zu dem allen. Ich liebte meine Frau, ihre Thränen und Klagen schnitten mir ins Herz.

„Sie ist jung, schön und lebenslustig,“ dachte ich, „sind das vielleicht doch „unwürdige Bande“, d. h. diese

Kartoffelernte, wegen der wir hier sitzen bleiben? Und langweilig ist es, weiß Gott!"

Also ich sagte kleinlaut die Uebersiedlung in die Stadt zu und erklärte mich bereit, die weiteren Geschäfte dem Verwalter zu überlassen. In aller Gelassenheit machte ich mich daran, die ersten Anordnungen zu treffen, da kommt meine Frau mit einer wahren Märtyrermiene: „Wir bleiben hier, Karl, ich bin nun einmal Dein Weib und will meine Pflicht standhaft erfüllen. Nein, widersprich mir nicht, es ist das Los des Weibes, zu entsagen" u. s. w., eine lange, feierliche Rede; etwas vom „Kelch" und „letzten Tropfen" kam auch darin vor. Ich war nun eben entschlossen gewesen, meine Kartoffeln im Stiche zu lassen, und es behagte mir gar nicht, wieder einen neuen Entschluß zu fassen, ich war froh, daß ich den alten fertig gebracht hatte. Also jetzt wollte ich fort, und nun wollte sie nicht. Ich traute ihr angeblich keine Entsagungsfähigkeit zu, keine Festigkeit, keinen Charakter — es gab eine neue Szene, und — wir blieben.

Aber nicht lange. Lotte fuhr fort, die Märtyrerin zu spielen, klagende Blicke zu werfen, von Entsagung zu sprechen, und da ich mich nur in heiterer Umgebung wohl fühle, so brachen wir auf, eben als die Kartoffelernte im besten Zuge war. Aber es wurde nicht viel besser in der Stadt. Meine Frau entwickelte ziemlich viel Vergnügungssucht, und einmal in Gesellschaft, begann sie ordentlich zu kokettiren. Sie wollte immer etwas neues, etwas aufregendes und umgab sich mit einer eigenthümlich unruhigen,

wirbeligen Atmosphäre, die mir täglich unbehaglicher wurde. Ich bin vor allem kein Freund von großer Gesellschaft. Aber alle meine Versuche, unsere Lebensweise zu ändern, hatten nur eine jener Scenen zur Folge, die ich wie das Feuer fürchtete, obgleich sie mich nicht mehr überraschten.

Meine Frau weinte und declamirte. Vielleicht weil ich ihren Gedankensprüngen und Exclamationen nicht recht zu folgen vermochte, erzielte sie immer eine gewisse Wirkung auf mich. Ich rechnete immer ganz gewissenhaft nach, ob sie denn doch nicht recht habe, aber gleichviel, zu welchem Resultat ich kam, ich gab immer nach; denn ich fürchtete immer, Lotte würde in Ohnmacht fallen. Ich weiß zwar nicht, warum ich mich gerade so sehr davor fürchtete, aber ich fürchtete mich eben.

Uebrigens declamirte Lotte auch mit dem Stubenmädchen und mit dem Diener. Ich hörte sie häufig den Dienstboten Scenen machen und wich ihr dann ängstlich aus, um nicht selbst in eine solche verwickelt zu werden.

Ich war nach halbjähriger Ehe zu der Erkenntniß gekommen: Meine Frau ist gut und reizend, und ich wäre glücklich, wenn sie nur keine — Schauspielerin wäre. O nur keine Schauspielerin heirathen! — Sie war manchmal sehr lieb und süß, aber ich wurde dieser Augenblicke nicht recht froh, denn ich fürchtete immer nur, die freundliche Stimmung werde in irgend eine gespannte oder gar pathetische umschlagen. Ich hatte keine Ruhe, keine Rast mehr im Hause, denn meine Frau — sie war eigentlich nicht böse, aber ich wußte nie recht, woran ich mit

ihr war; jeden Augenblick war sie bereit, in irgend eine aufgeregte Declamation zu verfallen, der zu folgen ich nicht im Stande war. Es war zum Verzweifeln!

Endlich hatte ich auch Anlaß zur Eifersucht, denn Lotte kokettirte bald mit diesem, bald mit jenem; sie hatte immer einen Verehrer in ihrer Nähe, und mir schien es, als betrachte man mich mit gewissen mitleidigen Blicken. Mein Blut begann zu sieden, mein Kopf war eingenommen, mich verließ meine heitere, unbefangene Stimmung. Wie soll das enden? dachte ich. Ich stellte meine Frau energisch zur Rede, meine Furcht vor einer Scene kam zum Schweigen.

Lotte lachte mich aus. „Das ist ja nur Spiel," sagte sie, „ich mache mir nichts aus diesem und weniger als nichts aus jenem."

Das klang wahr und natürlich, oder klang es nur so? Spielte sie nicht Komödie mit mir? Ich hatte längst den Maßstab dafür verloren, was Ernst, was Spiel bei ihr war.

Ein anderes mal, als ich sie zur Verantwortung zog, meinte sie: „Du machst Dir ohnehin nichts aus mir; ich weiß nicht einmal mehr, bin ich noch hübsch, bin ich noch begehrenswerth? Ich muß Dir doch beweisen, daß ich noch Eroberungen machen kann, muß mir das selbst beweisen. O, alle Ehemänner sind ja so!" u. s. w.

Du mein Himmel, was sollte ich nun darauf erwidern? Da saß ich wieder mit einer langen Nase — war das ernst gemeint? Wie sollte ich mich nun vertheidigen?

Inzwischen wurde die Lage immer gespannter; meine Frau liebäugelte, fast immer unter meinen Augen, mit einem Husarenlieutenant; dennoch leugnete sie geringschätzig und spielte die beleidigte Unschuld. Ich war wohl überzeugt, daß sie nicht eigentlich sinken, daß es bis zu keinem Treubruch kommen würde, aber sie war es schon fähig, sich in irgend eine Geschichte hineinzuphantasiren; denn wenn sie in eine ihrer Launen oder Stimmungen verfiel, wurde sie geradezu unzurechnungsfähig.

Eines Tages entdeckte ich ein Billet in einem an sie gesandten Bouquet; es war ziemlich harmlosen Inhalts und ohne Unterschrift, dennoch war ich überzeugt, daß nur jener Lieutenant der Schreiber sei, und die einfache Thatsache, daß meine Frau mit dem Frechen heimlich correspondire, machte mich halb wahnsinnig.

Ich stürze zu ihr, halte ihr das Billet unter die Augen. Sie stößt einen kleinen Schrei aus, so eine Art Theaterschrei; sonderlich erschrocken war sie nicht. Dann änderte sie plötzlich den Ton und bat mich emphatisch um Verzeihung.

„Es ist also wahr — wahr!" schrie ich außer mir.

Nun erschrak sie ernstlich, als sie meine Aufregung sah. „Aber es ist mir doch kein Ernst mit diesem Lieutenant," betheuerte sie, „Du mußt das doch selbst einsehen — es ist ja nur ein Spiel."

„Und wie weit sollte das Spiel eigentlich gehen?" fragte ich bebend.

„Ich wollte, daß er Dich zum Duell fordere," sagte

sie kleinlaut, „natürlich hätte ich den Zweikampf verhindert.“

„Du liebst mich nicht!“ sagte ich energisch. Nun geschah das Gefürchtete: sie fiel in Ohnmacht. Aber ich ertrug es mit Fassung.

Der Lieutenant verschwand gänzlich vom Schauplatz, aber nicht aus meiner Erinnerung; ich konnte den Zwischenfall nicht verwinden.

Eines Tages kam meine Frau zu mir und erbat von mir die Erlaubniß, einer dringenden Aufforderung folgen und bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung mitwirken zu dürfen. Ich sagte natürlich ja, denn welche Scenen hätte ich riskirt, würde ich nein gesagt haben! Lotte fiel mir ganz glücklich um den Hals, und diesmal wußte ich bestimmt, daß es keine Komödie war.

Noch am selben Tage begann sie ihre Rolle zu studiren; nun declamirte sie auch, aber mit sich allein und vor dem Spiegel. Dann kam sie heiter, vergnügt und unbefangen zu mir: es ginge ganz gut. Den Rest des Tages keine Spur mehr von einer Scene, einer Declamation. Die folgenden Tage verliefen in ähnlicher Weise. Lotte declamirte zwar sehr eifrig, aber nur ihre Rolle. Im Hause herrschte der tiefste Friede, und alles wickelte sich so einfach und natürlich ab, als gäbe es gar keine häuslichen Scenen.

Dann kamen die Proben. Meine Frau war mit ganzer Seele bei ihrem Theaterspielen, und darum schien

sie gar nicht daran zu denken, im Hause eine Scene zu spielen; das Haus war für sie keine Bühne mehr.

Bei der Aufführung feierte Lotte einen ungeheuern Erfolg, natürlicherweise, denn bei solchen Vorstellungen geht es immer so. Uebrigens spielte sie wirklich besser, als sie je gespielt hatte, mit wahrhaft hinreißendem Feuer. Noch während der Vorstellung mußte sie eine Wiederholung versprechen. In der Garderobe umarmte sie mich mit jenem seligen Lächeln, in das ich mich einst verliebt hatte. Und das alles war so ganz natürlich, so selbstverständlich; mir wurde ganz sehnsüchtig zu Muthe. Mein Gott, wenn es doch so bliebe!

Als wir in später Abendstunde nach Hause kamen und ich das Zimmer meiner Frau verließ, hörte ich das Stubenmädchen zum Diener sagen: „Unsere Gnädige ist wie umgewandelt — ach, wenn sie doch immer Theater spielte!"

Ich blieb wie gebannt stehen, und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich rannte spornstreichs zu Lotte zurück. „Weißt Du etwas neues, Lotte — Du sollst ganz zum Theater zurückkehren!"

Sie stieß einen Schrei aus, einen ganz natürlichen Schrei des Schreckens. „Du willst mich verlassen?"

O wie glücklich mich dieser Schrei machte!

„Nein, nein," sagte ich, „ich gehe mit zum Theater, als Dein Secretär, Dein Beschützer — als der Mann meiner Frau! Es muß eben so sein — so sei es denn!" —

Und meine Frau kehrte zur Bühne zurück. Ich habe es nie bereut, diesen Schritt veranlaßt zu haben. Meine Frau macht keine häuslichen Scenen mehr, denn sie spielt ja ihr Temperament auf der Bühne; sie macht sich nichts aus großen Gesellschaften, denn sie glänzt ja auf der Bühne; sie kokettirt nicht, denn sie erprobt ja dort die Wirkung ihrer Person. Sie ist eine gute, treue, verständige, sich natürlich gebende Frau geworden.

Dies, meine Herren, ist die Geschichte meiner Theaterheirath; ich überlasse es Ihnen, die Nutzanwendung daraus zu ziehen.

Der kleine Felix.

O der kleine Engel! rief Jeder, der das Bübchen sah; und wirklich, weder Raphael, noch Rubens hatten je ein herzigeres Engelchen auf die Leinwand gebannt, als es der kleine Felix war mit seinem blondgelockten Köpfchen, seinen großen, blauen Augen, seinem dicken, rosigen Körperchen. Der hartgesottenste Junggeselle konnte nicht ganz gleichgiltig bleiben, wenn der kleine Engel ihn mit dem ernsten, süßen Kinderblick ansah.

„Wie glücklich Sie sind!" sagte man zu der jungen Mutter, der Frau des Privatdocenten Dr. Meinardis. Ja, wie glücklich sie sein mußte — sie sah das selbst ein. Ihr Gatte, der auch noch an einem Gymnasium fungirte, hatte ein zwar bescheidenes, aber sicheres Auskommen; er genoß eines nicht unbedeutenden Rufes als Gelehrter, er war ein ungewöhnlich schöner Mann, er behandelte sie mit zarter Rücksicht und auch sein Lebenswandel war untadelhaft. Zwar er brachte seine freie Zeit meist in Kollegenkreisen zu, im wissenschaftlichen Club, im Fechtsaale, in der Universitätsbibliothek u. s. w. Aber wer konnte ihm das verübeln?

Sie hatte sich seinerzeit in Alfred, den Studenten, der bei ihren Eltern ein Zimmer gemiethet hatte, heftig verliebt. Er ließ sich das mit Behagen gefallen und unterhielt mit ihr ein ziemlich laues Liebesverhältniß. Sie wußte, daß er, der schöne, redegewandte, hochsinnige, geistvolle junge Mann eine Beziehung zu einer sehr vornehmen und schönen Dame gehabt hatte. Bisweilen sprach er von dieser, nannte sie die „Göttin“; aber „Göttinnen“ heirathet man in der Regel nicht. Als Alfred eine Anstellung in Wien erhalten hatte, heirathete er sie, Ernestine; sie war ein hübsches, gesundes, häuslich erzogenes Mädchen aus gutem Hause, mit anständiger Mitgift. Alfred war trotz seines verführerischen Aeußeren ein junger Mann von Grundsätzen, er wünschte sich eine geordnete, solide Lebensweise, also heirathete er.

Er hatte nicht die mindeste Anlage zu einem Libertin, aber einen gewissen männlichen Dünkel und Gelehrtenhochmuth. Er machte wenig Umstände mit seiner jungen Frau, obgleich er sie zart und schonend behandelte — Frauen sind untergeordnete Wesen, die gerade gut genug sind für die Wirthschaft und das Kinderwarten. Er ließ nur gewisse poetische Ausnahmen zu — solch' eine poetische Ausnahme war nicht Ernestine, sondern die „Göttin“.

Und Ernestine, die an einen ganz fremden Ort gekommen war, wo sie keine Freunde hatte, ihren Mann nur auf kurze Stunden im Tage sah, von ihm nur oberflächliche, zerstreute, wiewohl freundliche Redensarten hörte — Ernestine wunderte sich, daß man so wenig davon

spürt, wenn man „glücklich“ ist, denn nach dem Urtheil der ganzen Welt mußte sie glücklich sein. Sie fühlte sich aber gelangweilt, vereinsamt, verlassen.

Nach Ablauf eines Jahres bekam sie einen Knaben, dem Alfred aus Artigkeit gegen die Mutter den Namen Ernst gab. Im Uebrigen kümmerte sich der junge Vater wenig um das Kleine; was soll man mit einem Wickelkinde anfangen? Alfred hatte sich zwar eine Auswahl pädagogischer Grundsätze zurechtgelegt — darunter den: man müsse die Kinder ohne Schläge erziehen! — aber diese Grundsätze kamen doch erst später zur Anwendung.

Man bemerkte indessen kaum, daß ein Kind da war. Der kleine Ernst war ein so sehr ruhiges, stilles Kind, nicht besonders hübsch — und gab gar keinen Anlaß, Grundsätze an ihm zu entwickeln.

Nach einem weiteren Jahre kam der „Engel“ mit den blonden Löckchen, der von Anfang an sehr viel schrie. Aber er war so unbeschreiblich reizend, daß Jedermann Ernestine versicherte, sie müsse sehr glücklich sein. Sie liebte auch beide Kinder zärtlich, besonders den „Engel“, nur hatte sie jetzt so viel Arbeit, daß sie gar keine Zeit fand, ihr „Glück“ zu empfinden; besonders seit Felix — der Vater hatte den Namen wegen dessen wörtlicher Bedeutung gewählt — laufen konnte. Der Kleine war von einer ganz unglaublichen Lebhaftigkeit; er blieb keine zwei Minuten ruhig, erkletterte, was zu erklettern, ergriff, was zu ergreifen, zerriß und zerbrach, was nur irgend zu zerreißen und zu zerbrechen war. Dabei schrie er unaufhörlich,

wenn nicht aus Schmerz oder Zorn, so aus Freude. Ihm genügte es, einen Stuhl zu erklettern, ein Stückchen Papier zu erwischen, um in ein gellendes, durchdringendes Jubelgeschrei auszubrechen. Bei Tische, wo „Ernsti" seine Mahlzeiten lautlos und sauber wie ein Hühnchen aufpickte, schmierte sich der „Engel" in ungeheuerlicher Weise an und brüllte, wenn man ihm den Mund abwischen wollte.

Seither mied der Vater das Haus noch mehr; er brauchte Ruhe für seine geistigen Arbeiten, und er begnügte sich, das Erdenleben seines „Engels" mit humoristischen Glossen zu begleiten. Nur Nachmittags, wenn der kleine Felix schlief und das ganze Haus erleichtert aufathmete, war es hier auszuhalten.

Eines Abends saß Alfred in seinem Zimmer und schrieb an einem ebenso gelehrten, wie überflüssigen neuen Werke. Aus der Kinderstube drang Geschrei, die Kinder wurden gebadet und natürlich schrie Felix dabei, entweder aus Lust oder aus Unlust. Da trat Ernestine ein.

„Ich bitte Dich, Alfred, Du mußt mir helfen! Der Kleine ist so eigensinnig, ich weiß mir keinen Rath mit ihm."

Alfred lächelte überlegen. O, diese Frauen, wenn sie sich schon mit einem zweijährigen Kinde keinen Rath wissen!

Felix hatte heute die Laune, nicht baden zu wollen; er schrie, strampelte, wehrte sich. „Mag nicht — mag nicht!" Er hockte in einer Sophaecke, und wie er sich so auf seine dicken Aermchen stützte und zu seinem Vater

aufblickte, sah er aus wie einer der Engel auf der „Sixtina". Der Vater faßte seine Händchen und sagte streng: „Du wirst Dich baden lassen, Felix — gleich!"

Der Kleine stieß den Vater fort: „Mag nicht!"

„Er muß!" rief Alfred verstimmt; „man kann doch einem so unvernünftigen kleinen Wesen nicht nachgeben."

„Das meine ich auch," sagte Ernestine.

Aber Felix wollte nun einmal nicht, weder baden, noch sein Hemdchen anziehen und ins Bett gehen. Man parlamentirte — er brüllte und strampelte. Der gelehrte Vater blickte ärgerlich und verlegen auf das nackte Bübchen; was sollte man damit anfangen?

„Die Ruthe!" sagte die Mutter. Die Kinder hatten zum „Nikolo" von einem Bekannten einen großen „Krampus" sammt Ruthe bekommen, welche bisher nur als Schaustück betrachtet worden war.

„Nur — zum Einschüchtern," meinte der Vater. Er hielt dem Kleinen das Instrument vor das Näschen und sprach mit furchtbarer Stimme: „Du bekommst sie, wenn Du nicht sogleich folgst!"

Aber was ging Felix die Ruthe an? Er stieß sie fort und dem Papa ins Gesicht. „Nichtsnutziger Bengel!" rief dieser — es bleibt nichts übrig!"

Alfred gab seinen „Grundsatz" auf, aber keines der Eltern wollte die Exekution vornehmen; die Mutter nicht, aus derselben „zimperlichen" Scheu, wegen der sie das Blut der Tauben und Hühner nicht fließen sehen konnte, und der Vater nicht, weil es gegen seine Würde war.

Er, Doctor der Philosophie, Mitglied der Academie der Wissenschaften u. s. w., würde doch nicht dem kleinen schreienden Jungen die Ruthe geben? Zudem war es auch gegen seinen Grundsatz! Aber endlich verstand er sich doch dazu; Ernestine wollte es durchaus nicht selbst thun, und man mußte der Situation doch ein Ende machen.

Felix verstummte vor Schreck und Staunen, als die Ruthe mit seinem zarten Körperchen in Berührung kam; er kannte keinen anderen Schmerz als den, sich an eine Tischecke zu stoßen oder einer wonnevoll erbeuteten Scheere wieder beraubt zu werden. Nachdem er einige Hiebe empfangen hatte, begann er leise zu weinen, schmerzhaft zu wimmern. Der erschreckte Vater hielt inne; das süße Gesichtchen des Kindes war von Thränen überströmt. Schluchzend umarmte Felix Papa und Mama, ließ sich baden und zu Bette bringen. Alfred war in der Stube geblieben, das Kind beschäftigte ihn — er hatte es geschlagen, wirklich geschlagen! Dann beschäftigte ihn Ernestine, denn sie weinte; die Schläge, die der Engel bekommen hatte, gingen ihr zu Herzen. Alfred nahm sich an diesem Abend vor, sich mehr um die Kinder zu kümmern.

Für die nächste Zeit genügte es, dem kleinen Felix die Ruthe zu zeigen, wenn er eigensinnig und trotzig wurde. Er heftete seine blauen Augen erschreckt auf die Gefürchtete und gab klein bei. Indessen wuchs sein Humor und Unternehmungsgeist; zwei Hände und zwei Augen genügten kaum, ihn zu beaufsichtigen. Es war unglaublich, welche Combinationen Felix erfand, um sich zu amüsiren. Er

bettete Mamas Uhr in das Schmutzwasser einer Waschschüssel; er raffte in einem unbewachten Moment die Asche des Ofenloches in sein Schürzchen und verstreute sie auf dem Boden, dem Divan, in seinem Bettchen. Er spielte mit Papa's Pantoffeln; auf einmal waren die Pantoffeln weg — nicht mehr zu finden. Am anderen Morgen verbreitete sich ein fürchterlicher Qualm und Gestank von der Küche aus — die Pantoffeln schmorten in der Bratröhre, Felix hatte sie dort versteckt.

Und Felix war immer der Held des Tages, jeder Tag hatte eine neue Katastrophe. Aber Felix that das Alles mit seinem strahlenden Engelsgesichtchen — man konnte ihn nicht strafen. Er schlief jetzt immer sehr lange am Nachmittage, dafür wachte er um 1 oder 2 Uhr Nachts auf und begann zu schreien. Er befand sich völlig wohl, er schrie nur, um sich die Zeit zu vertreiben. Wenn die Mama aufstand, um mit ihm zu spielen, so schrie er nicht, sondern war bereit, sich zu unterhalten. Das ging so eine Zeit fort. Aber Ernestine war leidend und bedurfte der Schonung. Alfred stand also auf, um den „Engel“ zu beschwichtigen; er nahm ihn zu sich ins Bett. Felix spielte mit dem Papa Verstecken unter der Decke, ließ sich in die Kissen fallen und krabbelte sich wieder auf, wiederholte das Spiel zwanzigmal, zeigte dabei sein nacktes Körperchen und war unbeschreiblich süß und reizend. Aber er begriff durchaus nicht, daß es Nacht sei und Papa schlafen wolle. Was wollte man machen — man konnte den „Engel“ doch nicht stundenlang brüllen lassen?

Am folgenden Morgen kam Felix, frisch gewaschen, in sauberem Röckchen und Schürzchen, um Papa guten Morgen zu sagen; er streckte sein Mäulchen zum Kusse hin. Wie schön dieses Kind war — sagte sich der Vater mit Stolz.

Beim Frühstück benützte Felix einen unbewachten Moment, um mit wonniger Miene die Kaffeetasse zu fassen und über sein Kleidchen auszuschütten. Strümpfe, Fußboden und sonstige Nachbarschaft bekamen das ihre.

Ernestine, leidend, gereizt, übernächtig, schrie auf: „Mein Gott, es ist nicht mehr zum Aushalten mit diesem Kinde! Soeben habe ich ihn rein angezogen! Ich kann wirklich nicht mehr!“

„Welch’ ein Aufheben wegen eines unverständigen Kindes!“ rief er ärgerlich. „So lass’ ihn eben schmierig herumlaufen!“

Aber seine Härte reute ihn hinterher und nach Tische sagte er zärtlich: „Du mußt ruhen, Ernestine; ich nehme den Kleinen zu mir,“ und er nahm Felix in sein Zimmer, zu dem er die Thür verschloß. Felix zeigte sich von unheimlicher Munterkeit; er hatte keine Lust zum Schlafen. Dem Vater war es sehr ängstlich zu Muthe, was er mit dem Kleinen beginnen sollte. Er gab ihm den Stiefelknecht zum Spielen — den konnte er nicht zerbrechen. Felix nahm das hölzerne Ding in beide Fäustchen und begann damit herumzudreschen — auf den Fußboden, die Möbel, ja, auf die Tasten des Pianino. Bei diesem Spektakel konnte Niemand schlafen. Alfred nahm dem

Kinde den Stiefelknecht fort und seine „Revue" wieder zur Hand; er wollte lesen, schielte aber mit einem Auge auf den kleinen Unhold.

Felix näherte sich jetzt dem Schreibtisch und griff nach den Papieren. „Fort — unterstehe Dich nicht!" donnerte Alfred. Felix begann zu heulen. Mochte er! Wenigstens beschäftigte ihn eine Weile seine eigene Heulerei. Dann wurde es still, unheimlich still. Alfred sah sich um — das kleine Figürchen war nicht zu sehen. Er stand auf — Felix saß auf der Erde und riß aus Leibeskräften an den Fransen des Fauteuils.

„Marsch fort!" schrie Alfred. Felix weinte wieder. Dann ein Getöse, ein Gepolter — er hatte Schirm und Stöcke, die in der Ecke lehnten, umgeworfen und fuchtelte jetzt mit einem Spazierstöckchen herum. Da klirrte auch schon die Fensterscheibe.

Alfred sprang außer sich auf, der Angstschweiß brach ihm aus. „Du machst mich wahnsinnig!" schrie er dem kleinen Knirps zu. Felix hörte das mit großer Gelassenheit an. Warum war auch die Ruthe nicht da. O, Alfred hätte mit Wonne seine Grundsätze verleugnet und den „Engel" gehauen — aber wie! — Er nahm das Kind jetzt auf den Schoß. Felix rutschte hin und her, riß die Taschenuhr heraus; Alfred legte sie fort. Felix riß jetzt an den Westenknöpfen, drehte einen ab, warf ihn fort; patschte dann in das Heft — ritz, ratz, ging es, zerriß ein Blatt.

Alfred ächzte nur noch — er hatte keine Worte.

Wie konnte Ernestine mit diesem Kinde leben? Warum hatte sie nicht schon längst sich und Felix umgebracht? — Es war noch keine halbe Stunde her, seit er Felix zu sich genommen, und er war rathlos, verzweifelt. Er gelobte sich, Ernestine von nun ab mit größter Liebe zu behandeln, um sie für dieses beispiellose Martyrium zu entschädigen.

Jetzt saß er auf dem Sopha, Felix krabbelte neben ihm, wurde still, machte kleinere Augen. Er wird einschlafen — Gott sei Dank! Alfred wagte nicht zu athmen — wirklich das schreckliche kleine Geschöpf schlief ein. Jetzt war er wieder der „Engel“.

Am selben Abend schrieb Alfred einen Brief an seinem Schreibtisch. Da krabbelte etwas zu seinen Füßen — er wollte schon abwehren, aber es war Ernsti. Der Kleine setzte sich auf die Erde und begann in dem Papierkorb zu spielen, die zerknitterten Couverts, Streifbänder u. s. w. herauszuräumen. Er ließ sich immer gern in einem Winkel oder unter einem Tische nieder, um sich stundenlang mit ein paar Holz- oder Papierschnitzeln nach seiner Weise zu unterhalten.

„Wieder hineinräumen, Ernst!“ befahl der Vater, und der Kleine kramte mit demselben Vergnügen den Papierkorb wieder voll. „Du liebes, kleines Lamm!“ sagte Alfred, das Kind aufhebend. Warum hatte er sich so wenig um Ernst gekümmert? Es mußte so bequem sein, ihn zu erziehen, ja, er fühlte sich dem Kleinen dankbar, daß er da einmal Vater sein konnte, ohne sich zu ärgern,

sich aufzuregen, sich zu blamiren. Ernsti schaukelte bescheiden an Papa's Uhrkette, tippte leise an den Westenknöpfen und amüsirte sich sonstwie. Alfred fühlte etwas wie das Krabbeln eines Käfers; und plötzlich überkam ihn eine Wallung der Zärtlichkeit für das Kind, er drückte es an sein Herz, er küßte das kleine, blasse Gesichtchen. Ernsti sah den Vater mit seinen räthseldunklen Kinderaugen groß an und schlang die dünnen Aermchen um seinen Hals.

Am folgenden Tage hatte Felix den Einfall, sich nicht waschen zu lassen, und da man ihm zu diesem nothwendigen Akte zwingen wollte, schrie er so mörderisch, daß die Nachbarsleute herbeikamen, um zu fragen, was geschehen sei. Nun verlor Alfred die Geduld — das war denn doch zu viel! Er wurde wüthend, geradezu wüthend. Er gab dem Knaben nicht nur die Ruthe, er schlug blind und unbarmherzig auf das kleine Geschöpf los. Es jammerte und weinte, ließ sich zerknirscht waschen und schlief dann ein.

Als Alfred jetzt das Kind schlummern sah, bereute er seinen Zorn. Wie dumm, über ein kleines, vernunftloses Kind in Wuth zu gerathen! Wie brutal, dieses zarte, holde, hilflose Wesen so zu prügeln! Aber er konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen, und er wartete mit geheimer Unruhe, bis Felix erwachen würde. Ihm war, als müsse das Kind denselben Abscheu vor ihm haben, den er vor sich selbst empfand.

Das Kind erwachte. Mit Grauen sah er, wie es

mit den Händchen immer nach hinten griff; es fühlte noch den Schmerz — jetzt nach Stunden — den die rohe Hand des Vaters ihm zugefügt hatte. Und jetzt trippelte Felix an ihn heran — der Vater wagte nicht, das Kind anzusehen. „Ruthe bekommen — große, böse Ruthe, Papa," sagte das Kind weinerlich uud streckte die Händchen nach dem Vater aus; es wollte bedauert und getröstet sein, und es kam darum zum — Papa! Zitternd, beschämt, gerührt, nahm er das Kind in seine Arme — es legte zärtlich vertrauend das Köpfchen an seine Brust. „O, du Engel!" sagte er leise, übermannt von einer ihm unbekannten tiefen, heiligen Empfindung.

Einige Wochen später saß Alfred in seinem Zimmer, beide Kinder auf dem Schoß, jedes auf einem Knie. Sie hielten große Zuckerdüten in den Händen und schienen sehr glücklich. Er erzählte, daß der Storch gekommen sei, ein kleines Schwesterchen gebracht habe und auch das Zuckerwerk für Ernst und Felix. Natürlich hatte Papa verschwiegen, wie unartig Felix gewesen sei, sonst hätte der Storch die Bonbons wieder mitgenommen. Die Geschichte machte auf Felix so großen Eindruck, daß er vergaß, seine Düte anzurühren. Der Vater hatte schon längst bemerkt, daß Geschichten von großer Wirkung auf Felix waren, daß er dann still hielt, gehorchte, zugänglich wurde. Sein Verstand, seine Phantasie begannen zu wachsen.

Der Vater hatte sich nämlich gelobt, ihn nie mehr zu schlagen, alle mögliche Geduld und Mühe auf die Kleinen zu verwenden. Auf Wochen und Monate hinaus

waren die Kinder ausschließlich in seinen Händen. Die Sommerferien hatten eben begonnen, und die junge Mutter war vollauf in Anspruch genommen durch die Kleine. Alfred war es zufrieden, er wollte sich seinen Kindern widmen — er hatte es gelernt, sie zu lieben, gelernt, Vater zu sein. Und wenn er bedachte, wie das eigentlich gekommen sei, so war es doch der „Engel" gewesen, der das bewirkt hatte. Der Flügelschlag des ersten Engels war zu leise gewesen, Alfred hatte ihn nicht gehört. So schickte ihm der Himmel einen zweiten Engel, der mehr Lärm machte — und das hatte gewirkt.

Was in der Feder stecken blieb.

Es schlug Mitternacht auf der Pendeluhr des Vorzimmers; sie schlug mit jener besonnenen Diskretion, welche einer wohlgebildeten, modernen Pendeluhr zukommt. Die Gasflamme an der Wand war ganz herabgedreht, und nur ein blaßgelber, matter Lichtschimmer erhellte den kleinen Raum, der in ganz korrekt eleganter Weise mit Kleiderrechen, Schirmständer und dergleichen ausgestattet war.

Tiefe Stille herrschte. Aber als die Geisterstunde ausklang, begann der große, altdeutsche Schrank zu krachen; es war jedoch kein „echter“, die „echten“ stellt man nicht ins Vorzimmer, und so wußte er auch nichts von vergangenen Zeiten zu erzählen. Er krachte ein bischen und verfiel dann wieder in tiefen Schlummer. Dann rauschte die Promenaderobe von Madame, welche sie heute getragen hatte und die zum Bürsten da hing; ganz leise rauschte sie — frou-frou — und dann verstummte auch sie wieder. Nun piepste ein Mäuschen. Es möchte dort in dem Winkel hinter dem falschen, altdeutschen Schrein wirthschaften, denn dort raschelte es.

In jenem Winkel stand etwas ganz Inkorrektes, Unpassendes — eine kleine Schippe mit Kehricht und Papierschnitzeln. Das Stubenmädchen hatte wohl die Schippe aus Lässigkeit dort stehen lassen, und dort raschelte es. Dann wurde es wieder still, ganz, ganz still. Und nun hörte man in der tiefen, mitternächtigen Stille zwei Stimmen — feine, körperliche Stimmen. Auf der Kehrichtschaufel lagen zwei fast neue Stahlfedern, und diese begannen mit einander zu plaudern.

„Warum hat man Dich denn weggeworfen?“ sagte die eine zur anderen, Du bist ja kaum gebraucht, hast nur ein einziges Tintenfleckchen an der Spitze — bist ja ganz blank?“

„Und Du auch — man hätte noch lange Zeit mit Dir schreiben können; warum warf man Dich fort?“

„Ich weiß es nicht. Man hat nur einen halben Brief mit mir geschrieben, zu dem man mich eigens ansteckte. Der Brief wurde halb vollendet, zerrissen, und man warf mich in den Papierkorb.“

„Mit mir schrieb man einen einzigen Brief, aber als man die Adresse schrieb, drückte man so stark, daß ich gespalten wurde — der Riß ging durch mein Leben. Ich sehe neu aus, bin aber dienstunfähig. So warf er mich fort.“

„Wie — er?“

„Er, der Mann! Und wer warf Dich fort?“

„Die Frau!“

„Das ist sonderbar!“

„Ich finde das auch sonderbar. Was schrieb er denn?“

„Ach, wenn ich das auch wüßte; es glitt so rasch heraus, ich mußte mich sehr beeilen, nachzukommen, wenigstens in der ersten Hälfte des Briefes. Aber laß mich nachsehen, nachdenken. Es wird in mir etwas stecken geblieben sein, darnach wird mir auch der Rest einfallen. Warte, da hab' ich's; „süße“ — das war „liebe, süße Mimi“ — aber es flog nur so und nur „liebe Mimi“ kam heraus, „süße“ blieb stecken. Das war die Ueberschrift des Briefes. Es ist doch sonderbar, daß ein verheiratheter Mann „liebe, süße Mimi“ an irgend Jemand schreibt — oder war es seine Frau?“

„Nein,“ erwiderte die andere Feder, „die Frau heißt Klarisse, ich weiß es. „Deine Klarisse“ schrieb sie. Aber höre, es ist eine sonderbare Geschichte — erzähle weiter, dann erzähle ich, was sie schrieb.“

„Lass' mich nachdenken — ja, da steckt etwas: „köstlichen“. Was war's nur — „köstlichen“ — ja, nun hab' ich's, er schrieb: „Ich bin nun drei Monate verheirathet und habe wirklich an die — „köstlichen“ — das blieb stecken, also: „an die Freiheiten des Junggesellenlebens nicht mehr gedacht. Da kommt Deine Mahnung.“ — Nun weiß ich nicht weiter — ja, da steckt wieder etwas: „allerliebsten — berauschte“ — so ging es weiter: „Aber Dein Briefchen hat mir unsere allerliebsten geselligen Abende wieder hervorgezaubert, wo ich mich an dem laisser-aller, welches man eben nur bei Euch Theaterdamen findet, berauschte. Ich fühle plötzlich meine Fesseln,

und mein gegenwärtiges Glück erscheint mir fragwürdig; darum, liebe Mimi" — hier brach er ab, stützte den Kopf in die Hand, starrte mich an, putzte mich sehr überflüssigerweise an dem Bürstchen in der blauen Glasschale ab und schrieb nicht weiter. Dann warf er mich hin, daß mir schmerzend ein großer Tintenfleck entfloß. Aber er beachtete das nicht, sondern begann im Zimmer auf- und niederzurennen. Nun stand er wieder vor dem Schreibtisch, nahm mich wieder zur Hand, machte aber nur einen Gedankenstrich und warf mich wieder beiseite. Dann ging er langsam, zögernd, blaß, gesenkten Hauptes, zur Thür hinaus."

„Ich staune immer mehr!" rief die andere Feder. „Jetzt höre nur zu, was sie schrieb, die Frau. Auch sie ließ in ihrer Eile hie und da ein Wort in mir stecken. Sie schrieb: „Theurer Freund! Wirklich, Sie denken noch meiner? Sie fragen nach meinem Geschick, meinem Ergehen? Wo nehme ich die Kraft, den Muth her, Ihnen zu verhehlen, daß ich unglücklich bin? Drei Monate lang habe ich an mein Glück geglaubt, und plötzlich, ich weiß nicht wie, zerrinnt es wie ein Traum. Ich habe mich getäuscht, gräßlich getäuscht — Arthur liebt mich nicht! Seit drei Tagen bemerke ich es, er langweilt sich, ist unzufrieden. Anfangs versuchte ich es, mich darüber zu täuschen, aber ich bin es nicht länger im Stande. Er sehnt sich nach den Freuden seines früheren ungebundenen Lebens zurück. Er hatte mir betheuert, daß er derselben überdrüssig sei, aber er hat sich selbst getäuscht — er

liebt mich nicht! Doch, wozu sage ich das Ihnen? Meine Feder sträubt sich“ — ich wollte wirklich nicht weiter, ein Fäserchen klemmte sich in mir und that mir wehe, und die junge Frau legte mich zur Seite. Sie seufzte, weinte ein paar Thränchen. Da hörte man im anstoßenden Zimmer männliche Tritte, sie näherten sich der Thüre, hielten dann inne und entfernten sich wieder. Die junge Frau horchte, blickte ängstlich auf das Papier, bedeckte es mit einem Löschblatt, stand auf, näherte sich der Thür und lauschte. Die Tritte gingen draußen unruhig auf und nieder und nun — ging sie hinaus. Eine Zeit verging; plötzlich stürzte die junge Frau herein — sie lächelte. Nun griff sie nach dem halbvollendeten Brief, zerriß ihn in kleine Stücke, knillte sie zu einem Ballen und warf diesen in den Kamin. Dann riß sie mich aus dem Halter und schleuderte mich zu Boden.“

„Und nun höre zu Ende, wie es mir erging,“ rief die andere Feder. „Nach einiger Zeit trat der junge Mann wieder ins Zimmer. Auch er lächelte jetzt. Er nahm mich wieder in die Hand und schrieb: „Also, liebe Mimi, geschah es, daß ich mich bei unserem gemeinsamen Freunde B. nach Dir erkundigte, und eine Folge davon war wohl Dein Brief. Aber, mein Kind, Du täuschest Dich. Die Ehe ist eine Fessel, aber man trägt sie doch. Meine Frau liebt mich und es wäre eine unverzeihliche Thorheit von mir, mein Glück anderswo zu suchen, als bei ihr. Ich denke wohl manchmal an unsere Soupers von einst, aber doch nie an etwas, was vorbei sein muß

— weil es ein Vergnügen ist, welches meiner nicht werth ist. Ich will heute, anstatt zu Dir zu gehen, lieber meine kleine, hübsche Frau in die Oper führen, und spare Dir künftighin Deine Einladungen, meine gute Mimi. Ihr werdet Euch ohne mich unterhalten und ich — ohne Euch. Arthur v. K."

Er schloß den Brief, adressirte ihn und läutete dem Diener, der ihn sofort wegtrug. Dann ging er vergnügt summend aus dem Zimmer.

„Höchst sonderbar!" sagte die andere Feder; „was können sie nur in dem anderen Zimmer gemacht haben, daß sie daraufhin den Brief zerriß und er ihn so ganz anders fortsetzte?"

„Ja, ich kann mir das nicht denken — was mögen sie nur in dem Zimmer gethan haben?"

„Unbegreiflich! —"

Da schellte die Thürglocke gellend durch die geheimnißvolle Stille der Mitternacht. Die beiden Federn verstummten, die Magie der Geisterstunde war durch den profanen Ton der Glocke zerstört. Vielleicht dauerte das Gespräch der Federn fort, aber man hörte ihre Stimmen nicht mehr. Johann taumelte schlaftrunken aus dem Dienerzimmer und öffnete die Thür, um die Herrschaft hereinzulassen. Er wollte der gnädigen Frau den Theatermantel abnehmen, aber sein Herr schickte ihn voraus hinein in das Zimmer, um Licht zu machen, und nahm selbst den Mantel von den schönen Schultern der jungen Frau. Er lächelte ihr dabei zärtlich in die Augen, und

als er den Mantel aufgehängt und die Arme frei bekommen hatte, umschlang er ihre blühende Gestalt und küßte ihre Lippen.

Vermöchten die beiden so früh dem Kehricht verfallenen Stahlfedern zu sehen und zu begreifen! Sie hätten jetzt erfahren können, was ihnen heute Vormittag so unbegreiflich war.

Der Verhaßte.

Man privilegirt auf unserer Bühne förmlich die Talentlosigkeit, wenn sie jung, hübsch, weiblichen Geschlechtes und vor Allem ein wenig kokett ist — es ist die Pflicht eines gewissenhaften Kritikers, alle Galanterie beiseite zu setzen und sich gegen diesen Mißbrauch aufzulehnen."

Mama hatte das Zeitungsblatt, welches dieses bösartige Referat enthielt, sogleich in den Ofen geworfen, es war dort wirklich zu Asche verbrannt. Den wohlmeinenden Freunden, welche mit anderen Exemplaren in der Tasche anrückten, hatte man kühl bedeutet, man habe die Besprechung gelesen, mache sich jedoch nichts daraus. Dr. Braun, der Theater-Referent der „Abendzeitung", sei Carola feindlich gesinnt, weil diese sich nicht um sein Wohlwollen beworben habe. Und die guten Freunde mußten die Blätter in der Tasche behalten.

Was aber nützte das Alles? Carola wußte jenen sie betreffenden Passus auswendig, Wort für Wort auswendig; weder das Brandopfer, noch die geheuchelte Gleichgiltig-

keit konnte etwas daran ändern, daß die Worte wie mit unauslöschlicher Flammenschrift vor ihrer Seele standen. Sie hatte die ganze Nacht darüber geweint, das heißt, die ganze Nacht nicht, aber man sagt nun einmal so. Mama schlief und merkte gar nichts.

Jetzt waren sie eben aus dem Theater gekommen. Das Mädchen packte den Garderobekorb aus, und das Zimmer war anzusehen, als ob ein Dutzend Doras — Carola hatte die Titelheldin in dem Sardou'schen Schauspiel dieses Namens gegeben — sich in Stücke zerlegt hätten. Mama saß inmitten dieses Chaos auf einem Puff, so glücklich, so freudenerfüllt von diesem Abend, daß sie nicht einmal an das Souper dachte, obgleich sie sonst zu dieser Zeit immer sehr hungrig war. Sie phantasirte von dem heutigen Erfolg ihrer Tochter.

„Du hast aber auch reizend ausgeseh'n, Linchen, wirklich reizend! Und der Applaus war auch ganz einmüthig — ich habe es genau beobachtet, das ganze Parterre klatschte, die Herren hatten geradezu strahlende Mienen. Weißt Du, die Burgau wurde auch applaudirt, aber wie? Erst setzte die Claque oben im dritten Stock ein, und nach und nach fanden sich noch einige Mitleidige, welche mitklatschten — das war Alles. Und Baron Braken, Linchen — Du hast keine Idee, wie er hingerissen war! Er kam zu mir in die Loge, seufzte und rief: „Ach, es ist, um den Verstand zu verlieren!" An Baron Braken hast Du eine entschiedene Eroberung gemacht. Bedenke das ein Bischen, er ist ein guter, lieber Mensch und ein

Baron! Du warst heute sehr zerstreut, als er uns zum Wagen begleitete."

Carola saß vor dem Spiegel und löste die kunstvolle Frisur ihres schönen, braunen Haares auf; sie hörte kaum, was die Mutter sprach. Ja, der Beifall des Publikums hatte sie erfreut. Sie wußte auch sehr gut: wenn sie hübsche, kleidsame Toiletten trug und wenn sie ihr liebenswürdiges Lächeln aufsetzte und solche runde Augen machte, da applaudirte man immer, immer. Sie hatte auch einen gewissen kindlich-klagenden Ton zur Verfügung, welcher stets einschlug. Aber sie war heute doch wie in einem Traum befangen gewesen. In Alles, was sie sprach, mengten sich ihr jene Worte von der „privilegirten Talentlosigkeit", und sie sah immerfort dort auf dem Ecksitz im Parquet das gleichmüthige Gesicht des Dr. Braun mit dem leichten, ironischen Lächeln.

Diesen Mann vermochten ihr kindlicher Ton und ihre runden Augen nicht zu bezaubern, er hielt ihr kaltblütig ihre Talentlosigkeit vor! Sie war außer sich — der Mensch brachte sie zur Verzweiflung! Es war schon ihr fünftes Engagement, aber niemals war ihr Aehnliches begegnet. Ueberall war sie der Liebling des Publikums gewesen, und die Kritiker hatten immer von ihr gesprochen, als von „unserer reizenden Karin", oder „Fräulein Karin war bezaubernd wie immer" und dergleichen mehr.

Allerdings hatte sie immer viel Werth darauf gelegt, sehr hübsch auszusehen; und sie hatte sich stets die kleinen Effekte recht gut gemerkt, durch welche man das Publikum

zum Applaudiren bringt. Ihr indessen Talentlosigkeit vorzuwerfen, das war doch eine Frechheit, eine Bosheit ohnegleichen; denn sie war auch hier der Liebling des Publikums. Aber er wollte ihr wahrscheinlich seine Unempfindlichkeit fühlbar machen. Sie hatte den ganzen Abend heute bei jedem Wort, bei jeder Bewegung gedacht: „Gefalle ich ihm denn wirklich gar nicht?" — Sie konnte sein Gesicht zwar nicht sehr deutlich unterscheiden, aber sie war dennoch überzeugt, daß es gleichgiltig blieb, und sie ärgerte sich darüber — sie wurde wüthend — ach, wie sie diesen Mann haßte!

Und als sie mit ihrer Collegin Burgau während des letzten Aktes in der Coulisse sprach, wer kam da auf sie gelassen zugeschritten — wer hatte die Kühnheit, Frau Burgau anzusprechen, obgleich sie, Karin, dabei stand?... Es war empörend, was dieser Mensch trieb! Aber er durfte natürlich ihren Zorn unter keinen Umständen merken! Den Triumph sollte er nicht haben!

Als ihre Collegin den Doctor vorstellte, lächelte sie, Karin, sehr liebenswürdig und sagte ganz unbefangen:

„Obgleich ich nicht so glücklich bin, Ihnen zu gefallen, Herr Doctor, freut es mich doch, Sie kennen zu lernen. Solche Feinde zu haben, ist jedenfalls interessant."

Da zuckte das gewisse ironische Lächeln um seinen großen Mund, und er sagte mit seiner tiefen, gedämpften Stimme:

„Aber Fräulein, woher wissen Sie denn, daß Sie mir nicht gefallen?"

„Natürlich, Herr Doctor, Sie sind ja so unparteiisch ... Sie thun Ihre Pflicht ... Sie lassen so etwas gar nicht aufkommen!“

„Ach, was Pflicht!“ sagte er. „Die Pflicht bleibt im Redactions-Bureau. Ich schließe sie in mein Pult, wenn ich Abends weggehe. Nein, Fräulein Karin, der berühmte weibliche Scharfsinn hat Sie diesmal im Stiche gelassen.“ Und so einige seichte Galanterien mehr.

Wirklich, eine Kühnheit ohnegleichen! Ihr noch Artigkeiten zu sagen, nachdem er sie so schwer beleidigt hatte! Es wurde ihr ganz heiß vor lauter — Haß. Aber da er ihr so gegenüber stand und sie bemerkte, daß sein blasses Gesicht unter ihrem Blick ein wenig röther wurde, ein ganz klein wenig, und das ironische Lächeln sich auch leicht verwischte — er sah jetzt beinahe aus wie ein anderer Mensch, nicht wie ein boshafter Kritiker — da schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: „Wenn er sich doch in mich verliebte — ein wenig, nur ein klein wenig!“

Es fiel gleich darauf ihr Stichwort, und sie ließ den Verhaßten stehen.

Nach Schluß der Vorstellung kam Baron Braken, ihr bescheidener Verehrer, auch — mit einer zarten Anspielung — „Brakenburg“ genannt, und brachte ihr seine Huldigungen dar; aber sie hörte nichts davon. Und sie hörte jetzt ebensowenig, wie Mama die Erfolge des Abends summirte. Sie dachte nur an den Verhaßten! Ach, wenn das möglich wäre, wenn er sich in sie verliebte! Es lag etwas Berauschendes in dieser Vorstellung. Niemals

hatte es sie so sehr gelockt, einen Mann zu erobern, als diesmal.

Das Essen war im Nebenzimmer angerichtet, und der Duft des gebratenen Fleisches weckte die Mama aus ihrer Begeisterung.

„Komm' zu Tisch, mein Kind, komm', Du mußt hungrig sein."

Aber die kleine, magere Frau saß lange Zeit allein an dem Eßtisch. Alle Augenblicke rief sie: „Carola! Carola!" Doch Carola hörte nicht. Sie betrachtete ihr volles, rundes, rosiges Gesicht im Spiegel, ihre fein modellirten Schultern, ihre zarte, knospende Brust. War sie nicht schön? Warum gefiel sie dem Doctor nicht? . . . Oder gefiel sie ihm doch? . . . Nein, es war nicht möglich, er hatte sie zu tief, zu tief verletzt. Er hätte ja ihre „Recha" im Einzelnen tadeln können, das hätte sie wohl geärgert; aber — mein Gott — die Kritiker sind nun einmal so. Doch nein, er ging auf keine Einzelheiten ein, er nannte sie nur kurzweg „talentlos", ohne jede Milderung, ohne jeden Umschweif, ohne jede Reserve! Es war entsetzlich — nicht auszudenken! Und dabei war er nicht im Mindesten verlegen, verrieth nicht einmal ein böses Gewissen. Wie fest und ruhig hatte er ihr ins Auge gesehen mit seinen klaren, kalten, grauen Augen! Sein stark ausgeprägtes, blasses Gesicht zuckte nicht. Sie hatte heute erst bemerkt, daß er noch ganz jung war; seine Wangen waren glatt, der Mund frisch; die strenge

Miene und der dunkle Vollbart ließen ihn von ferne älter erscheinen, als er war.

Carola konnte nicht essen, und die Mama entsetzte sich sehr darüber.

„Du wirst mager werden, mein Engel!“

„Ach nein, Mama.“

Mama aß ein Stück Braten nach dem andern, sie war stets bei gutem Appetit, wurde aber immer magerer.

Bis zum folgenden Abend hatte Carola nur den einen Gedanken: Was würde Dr. Braun über ihre „Dora“ sagen? Sie war sehr zerstreut bei der Probe und zog sich das Mißfallen des Oberregisseurs zu; sie war noch zerstreuter, als sie zu Hause den Baron Braken vorfand. Er saß bei Mama und erwartete sie. Natürlich hatten sie wie sonst immer von Carola gesprochen. Frau Hoffmann — so hieß die Mutter der Künstlerin im bürgerlichen Leben — kannte überhaupt kein anderes Gesprächsthema, und auch der Baron zog dieses jedem andern vor. So saßen sie in Eintracht auf dem kleinen Divan des Empfangszimmers, dessen Wände mit welken Kränzen, Photographien, Huldigungs-Adressen und anderen Trophäen behangen waren, und warteten auf Carola.

Baron Braken war ein hübscher, junger Mann von sanftem, etwas fadem Blond; er trug sich sehr elegant, sprach stets mit mattem, blasirtem Tonfall und verschluckte alle „r“. Durch die Beharrlichkeit, mit der er in den ekstatischesten Ausdrücken von der „schönen Carola“ sprach, hatte er Frau Hoffmann ganz für sich gewonnen. Man

sah ihn stets Mutter und Tochter umkreisen, und er galt darum als Carola's erklärter Anbeter.

Das Gespräch über sie wurde jetzt von der Mutter und dem Baron in ihrer Gegenwart fortgeführt — das war der ganze Unterschied. Denn Carola hörte nur halb zu, sie amüsirte sich nicht einmal wie sonst darüber, daß der Baron seine bewundernden Exclamationen mit dem stets gleichmäßig phlegmatischen Ton vorbrachte. „Wunderbar — entzückend — hinreißend" — sagte er ein- über das anderemal, aber in dem Tone, wie etwa ein Anderer sagt: „Ich bin recht schläfrig." — Er lud die Damen zu einer literarischen Festfeier ein, welche in den nächsten Tagen im Grand Hôtel stattfinden sollte. Carola wußte noch nicht, ob sie Lust haben würde; erst als sie hörte, daß auch Vertreter der Presse dabei erscheinen würden, wußte sie auf einmal, daß sie Lust hatte; und der Baron war darüber sehr erfreut.

Endlich kam die Abendzeitung. A. B., das heißt Armin Braun, hatte sich sehr kurz gefaßt, und über die „Dora" schrieb er einfach:

„Fräulein Karin errang wieder einen ihrer gewöhnlichen Erfolge."

Die Mama fand das sehr schön, aber Carola brach in Thränen aus. Die „gewöhnlichen Erfolge" hatte Dr. Braun ja das letztemal näher charakterisirt; es war eben nur eine neue Bosheit von ihm. . . .

Der Festabend im Literarischen Club kam heran. Es handelte sich um einen verschimmelten, aber vaterländischen

Dichter des vorigen Jahrhunderts. Ein Clubmitglied hielt eine Rede zum Preise des Verschollenen, welche mit dem Appell schloß, dem Dichter ein Denkmal zu errichten; dann trug ein Schauspieler Einiges aus den Werken des großen Mannes vor. Man hörte Alles mit gebührender, andächtiger Langweile an und ging dann fröhlich soupiren. Später wurde in dem anstoßenden Musikzimmer des Hotels sehr programmwidrig ein Tänzchen improvisirt.

Carola war in Begleitung ihrer Mutter und des Barons erschienen, welcher heute schläfriger denn je aussah, aber alle Vorträge „wundeba" fand. Carola hörte sehr wenig auf das, was gesprochen wurde, denn sie hatte Dr. Braun bemerkt, der groß und breit zu Aller Ansicht in einer Fensternische stand. Er machte seine arroganteste Miene, und ihr wurde ganz heiß bei seinem Anblick. Sie haßte diesen Mann so sehr — wirklich, es wurde ihr schwer, eine Luft mit ihm zu athmen; er brachte sie ganz in Aufruhr. Sie mußte immer nach ihm schielen, und er mochte das fühlen, denn er suchte sie jetzt mit den Augen. Da — jetzt kreuzte er ihren Blick und lächelte unmerklich. Sie dachte darüber nach, wie sie sich gegen ihn betragen sollte, falls er sie anspräche, und sie hörte nun gar nichts mehr von den schönen Reden.

Als sie sich Alle in den Speisesaal begaben, erblickte sich Carola in einem Trumeauspiegel und bemerkte mit Genugthuung, daß sie sehr hübsch aussah. „Er" mußte es doch auch bemerken — er, der Verhaßte. Während des Soupers unterhielt sie sich besonders lebhaft mit

Baron Braken, der aber von ihrer Liebenswürdigkeit ganz überwältigt schien und mit so matter Stimme sprach, als wolle er vor lauter Entzücken einschlafen.

Etwas später streifte Dr. Braun wie zufällig an ihrem Tisch vorüber, blinzelte nach der Richtung hin, wo sie ihren Platz hatte, setzte seinen Zwicker auf und grüßte. Carola dankte erröthend; sie ärgerte sich über ihr Erröthen, aber nun war es geschehen. Der schreckliche Mensch schritt lässig auf sie zu und — man staune! — erkundigte sich nach ihrem Befinden. Sie versicherte mit Betonung, daß es ihr sehr gut gehe. Aber es blieb zweifelhaft, ob er das hörte, denn er gaffte irgendwohin. Dennoch blieb er stehen, und sie konnte nichts Anderes thun, als ihn vorstellen.

Mama schrak sichtlich zusammen, wie wenn sie ein reißendes Thier gesehen hätte, und der Baron setzte nun ebenfalls seinen Zwicker auf. Die beiden Herren fixirten einander in etwas seltsamer Weise; sie kannten sich vom Sehen und Hörensagen und schienen über ihre persönliche Bekanntschaft nicht gerade entzückt. Dennoch nahm Dr. Braun die Einladung der Mama, Platz zu nehmen, an.

Da saß er nun, ließ sich ein Glas Bier bringen und sprach in seinem überlegenen, ironischen Ton über die Ereignisse des Abends; die englischen Beefsteaks seien das Beste daran. Dabei sah er Carola unaufhörlich an, welche ihrerseits ganze Sonnen von Liebenswürdigkeit auf Baron Braken strahlen ließ; aber heute war in diesen noch weniger Leben zu bringen, als je. Erst einigen

ironischen Bemerkungen Dr. Braun's gelang es, den Widerspruch des Barons herauszufordern. Die Herren geriethen in eine kleine Polemik über die Wahrhaftigkeit der Ballreferate in den Zeitungen, welche so lange dauerte, bis das junge Volk im anstoßenden Zimmer zu tanzen begann. Baron Braken reichte Carola sogleich den Arm, und sie tanzten zusammen. Dr. Braun stand wieder mit untergeschlagenen Armen und hochmüthiger Miene, der ganzen Gesellschaft sichtbar, in einer Fensternische.

Er sprach mit Niemand; es hatte den Anschein, als wäre ihm die ganze Gesellschaft zu unbedeutend. Endlich trat er an Carola heran und bat sie um eine Quadrille; er tanzte sonst zwar nicht, aber er möchte heut eine Ausnahme machen. Carola sah ihm gerade in die Augen und erwiderte:

„Wenn Sie schon ein so seltene Ausnahme machen, so beehren Sie doch lieber eine meiner Colleginnen, welche mehr Talent hat, als ich; ich — danke!"

Er lächelte, ohne im Mindesten verletzt zu scheinen.

„Mehr Talent als Sie, Fräulein Karin, hat ja Niemand!"

„Zum Tanzen meinen Sie, Herr Doctor?" rief sie aufgeregt. „Aber Sie irren, Herr Doctor — auch zum Tanzen habe ich keines! Kommen Sie, Baron, wir wollen nicht tanzen, sondern plaudern."

Sie grüßte den Doctor hochmüthig und setzte sich mit Baron Braken recht auffallend in eine Ecke. Bei der Conversation neigte sie öfter, als gerade unbedingt nöthig

war, ihren Kopf vertraulich zu ihrem Partner. Aber sie sah doch, daß Dr. Braun lächelnd nach ihr hinblickte; er tanzte zwar nicht, aber er ärgerte sich offenbar auch nicht.

Mama war sehr erschrocken, als sie hörte, daß Carola den gefürchteten Kritiker so schlecht behandelt habe. Baron Braken aber sagte bedeutungsvoll: „Fräulein Carola bedarf der Theaterkritik nicht weiter, wenn sie — nur will.“

Am folgenden Sonntag erschien die übliche Wochenplauderei von Dr. Braun in der „Abendzeitung“. Carola hatte den Abend vorher das Klärchen gespielt, und Dr. Braun schrieb, die „Egmont“-Aufführung erwähnend:

„In der Wirklichkeit geht das Stück anders aus: Klärchen heirathet den Brakenburg, das Volk der Niederlande jauchzt dem Brautpaar Beifall zu und läuft in die Kirche, um die elegante Hochzeit zu sehen.“

Baron Braken fand den Witz schal, hatte aber sonst nichts dagegen einzuwenden. Carola aber verstand unter dem „Volk der Niederlande“ das Theaterpublikum, welches Beifall jauchzt, wenn sie, der Bühne entsagend, zum Traualtar träte. Was sollte sie nur thun, um den Verhaßten zu ärgern? Baron Braken heirathen, oder nicht? Sie vergaß ganz, darüber nachzudenken, was für sie das Beste wäre — sie dachte nur, was wird „er“ dazu sagen? . . .

In der folgenden Woche spielte sie zum erstenmale die Marie Letellier im „Haus Fourchambault“; das Publikum war entzückt wie immer. Diesmal besprach

„A. B.“ die neue Rolle ausführlich; er lobte Einiges und tadelte noch viel mehr. Es fehle an Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der Empfindung, der Figur habe der große Zug gemangelt; die Darstellerin verrathe zu deutlich das Bestreben, dem Publikum zu gefallen.

Nun war Carola an diesem Abende keineswegs mit sich zufrieden gewesen; aber der Beifall des Publikums hatte sie beruhigt, und die Kritik sollte es vollends thun — sie hatte das gehofft und erwartet. Die anderen Kritiker thaten diese ihre Pflicht, nur Dr. Armin Braun nicht — er war unverbesserlich.

Dieser Mann wurde ihr mit jedem Tage schrecklicher; die Unmöglichkeit, ihn für sich zu gewinnen, ihm zu gefallen, erfüllte sie mit einer quälenden Erregung. Sie dachte, während sie spielte, immer nur an ihn, und nichts freute sie mehr, nichts genügte ihr — dieser entsetzliche A. B. hatte sie um den Frieden ihrer Seele gebracht. Sie sah ihn öfter hinter den Coulissen, wo er mit ihren Collegen verkehrte. Wenn er sie gewahrte, sprach er sie immer sehr höflich an und that vollkommen unbefangen. Sie behandelte ihn jetzt mit kühler, herablassender Freundlichkeit.

Eines Abends war in Folge eines Mißverständnisses Niemand da, um Carola nach Hause zu begleiten, der Theaterwagen schon fort und in der späten Abendstunde nicht gleich ein anderer aufzutreiben. Carola lief ärgerlich und ungeduldig hin und her. Da trat Dr. Braun aus dem Theater und trug ihr seine Begleitung an.

„Ich muß zwar noch in die Redaction,“ sagte er, „aber wenn Sie mir die Gunst gewähren wollen, Fräulein . . .?“

Seine Unbefangenheit brachte sie zum Aeußersten.

„Das will ich aber nicht!“ rief sie.

„Ah, Sie wollen mir also keine Begünstigung zugestehen, Fräulein Karin? Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich Sie — hasse!“

Carola bereute das Wort, kaum, daß es ihr über die Lippen geglitten war. Aber sonderbar — wenn sie seine kalten, grauen Augen sah, seine tiefe Stimme mit dem selbstbewußten Ton hörte, erfaßte sie ein förmliches Fieber.

Indeß auch jenes starke Wort machte keinen Eindruck auf Braun.

„Ah, Sie hassen mich, Fräulein?“ entgegnete er, ohne die Fassung zu verlieren. „Nun, ich finde, daß der Haß ebenso wie die Liebe zwischen zwei Personen einen gewissen Zusammenhang herstellt; und ich glaube daher, Fräulein, jetzt eben erst recht um Ihren Arm bitten zu dürfen.“

Und sie mit seinen großen, klaren Augen förmlich durchbohrend, bot er ihr seinen Arm an.

„Meinetwegen,“ sagte sie ein wenig kleinlaut und schritt mit ihm in die Nacht hinaus.

„Sie zürnen mir wegen meiner letzten Kritik?“ sagte er unumwunden.

„Ja," erwiderte sie ebenso geradeheraus.

Nun war das Eis gebrochen. Sie verfocht ihr Spiel und ihre Rolle; sie behauptete, sie spiele für das Publikum, und wenn dieses zufrieden sei, habe die Kritik kein Recht mehr, zu tadeln. Braun widersprach höflich und entschieden. Sie focht auch seine sonstigen Urtheile an, und er vertheidigte sich. Nur als sie ihm die indiscrete Bemerkung wegen des Brakenburg verwies, gab er zu: „Donnerwetter — man beneidet eben diesen glücklichen Brakenburg und schlägt dann ein wenig über die Stränge."

Diese Bemerkung erfüllte Carola mit einem wonnigen Triumphgefühl. Sie trennten sich als „ehrliche Feinde", wie Braun sagte; und von diesem Abend an bestand zwischen ihnen ein „Hassesverhältniß", über welches Carola eine eigenthümliche Genugthuung und doch wieder eine gewisse Unruhe empfand. Dr. Braun ließ sich von ihr mit dem größten Gleichmuth „hassen", ja, er erklärte, es sei ihm ein Vergnügen. Er tadelte ihr Spiel in seinen Kritiken, obwohl mit Maß und Reserve, suchte aber ihre Gesellschaft und zeichnete sie vielfach aus.

Die Saison war auf ihrer Höhe, und niemals hatte sich Carola Karin so viel in der Gesellschaft bewegt, wie in diesem Jahre. Und wo sie zu sehen war, erschien auch Dr. Braun, und er erschien immer in ihrem Gefolge.

„Fräulein Karin haßt mich," erklärte er, „und das ist mir schmeichelhaft. Haß schließt die Gleichgiltigkeit aus und ist der Zwillingsbruder der Liebe. Es ist sehr angenehm, sich von einer schönen, jungen Dame hassen zu lassen."

Er schien ihren „Haß“ nicht sehr ernst zu nehmen, und sie ärgerte sich darüber. Sie nannte ihn boshaft, arrogant, hochmüthig, unausstehlich; sie schilderte ihm die unangenehmen Gefühle, die er ihr verursachte, die schreckliche Wirkung seiner „kalten“ Augen auf ihre Nerven. Sie warf ihm seine kritischen Sünden vor, und sie genirte sich schließlich nicht, ihm die größten Grobheiten zu sagen. Aber es gelang ihr nicht, ihn wirklich böse zu machen.

„Bin ich in der That so unausstehlich? Ich habe das gar nicht gewußt,“ entgegnete er gelassen.

Sie saßen oft stundenlang beisammen, und man hielt sie für ein Liebespaar. Sie tanzten auch Quadrillen miteinander, aber sie „haßten“ sich auch dann. Carola versicherte während einer tour des mains ihrem Tänzer, daß sie ihn nicht leiden könnte; und doch tanzte sie ein nächstesmal wieder mit ihm. Aber er erhielt nie ein freundliches Wort, nie einen freundlichen Blick von ihr.

„Sie glauben, daß ich nur scherze, Herr Doctor,“ sagte sie bisweilen, „aber es ist mein Ernst — ich hasse Sie!“

„Ich wünsche mir ja nichts Anderes,“ entgegnete er dann wohl.

Inzwischen hatte Baron Braken schon dreimal um ihre Hand angehalten, und dreimal hatte sich Carola Bedenkzeit erbeten.

„Wozu?“ sagte der Verhaßte; „Sie werden ihn ja doch heirathen.“

„Wie können Sie das behaupten?“ rief Carola ent-

rüstet. „Was wissen Sie überhaupt von meinen Empfindungen?“

„So viel, daß Sie den Baron nicht lieben,“ entgegnete Braun mit seiner gewohnten Ruhe; „aber“ — und er sah sie durchbohrend an — „er ist . . . Baron!“

„Vielleicht liebe ich ihn,“ versetzte Carola; „ich bestreite nur, daß Sie etwas davon wissen.“

„Sie lieben ihn nicht!“ sagte er bestimmt.

„Aber das geht Sie ja gar nichts an!“ rief sie, unwillkürlich erröthend.

Er kümmerte sich jedoch nicht um diese unhöfliche Zurückweisung und sagte nochmals, eindringlich warnend: „Sie lieben ihn nicht!“

Sie kehrte ihm den Rücken.

Es kam jetzt eine peinvolle Zeit für sie; der Baron drängte um eine Entscheidung, und Carola vermochte nicht, sich zu entschließen. In fiebernder Ungewißheit lebte sie in den Tag hinein, ohne Klarheit über sich gewinnen zu können. Sie dachte wieder nicht an den Baron, sondern an den „Verhaßten“; was würde er zu ihrer Heirath sagen? War sie ihm gleichgiltig? — Würde er sie verachten? Oder würde er den Baron beneiden? Sie hatte keine Ahnung davon — das war das Schrecklichste.

Sie war jetzt immer so zerstreut bei der Probe, daß sie den Regisseur zur Verzweiflung brachte. Eines Tages, als sie das Theatergebäude verließ, stieß sie plötzlich auf Dr. Braun; offenbar hatte er auf sie gewartet.

„Ich habe mich heute mit dem Baron verlobt,“ sagte

sie ihm statt eines Grußes. Es war eine Lüge, aber sie wollte die Wirkung der Worte auf ihn beobachten, und sie gewahrte, daß er sich verfärbte.

„Fräulein Karin,“ sagte er in seinem gelassenen Ton, „es ist nicht gut, einen Gleichgiltigen zu heirathen; in diesem Falle wäre es fast besser, Sie hätten den „Verhaßten“ gewählt. Haß ist besser als Gleichgiltigkeit.“

„Sie glauben, daß der Haß sich in Liebe verwandeln müsse?“ frug sie, bebend vor Aufregung.

„Ja, das glaube ich.“

„Sie können sich sehr, sehr irren!“

„Lassen wir es darauf ankommen,“ sagte er, ohne seine Stimme, seinen Ton zu verändern. „Wählen Sie den „Verhaßten“, und hassen Sie ihn, so viel Sie wollen.“

„Sie scherzen!“ sagte sie gepreßt.

„Ich scherze nicht. Wir Beide, Caroline Karin, wir haben das Zeug, einen Pfad zu gehen, den noch Keiner vor uns ging. Lassen wir die kleinen, die schwachen Seelen sich „lieben“ — wir Zwei, wir wollen uns hassen, aber doch nicht von einander lassen!“

Und mitten im Gewühl der Straße nahm er ihre Hand und preßte sie, daß sie hätte aufschreien mögen. Sie wollte sich losreißen, aber sie konnte nicht; eine sonderbare Angst vor diesem Manne erfaßte sie, den nichts aus der Fassung brachte, der sie so gebietend mit seinen kalten Augen ansah.

„Sie würden es bedauern, wenn ich Ja sagte,“ stammelte sie.

„Ich werde es nicht bedauern.“

„Ich — hasse Sie wirklich!“ rief sie mit Leidenschaft in das Getöse der Straße hinaus.

„Ich fürchte mich nicht davor,“ sagte er ruhig lächelnd.

Sie aber fürchtete sich beinahe vor ihm; sie winkte einem Wagen und sprang hinein. Dr. Braun stand auf der Straße und zog mit seiner gewohnten Miene höflich den Hut.

Athemlos vor Aufregung kam sie nach Hause. Die Mutter begann ihr von Neuem zuzusetzen, sie möge dem Baron ihr Jawort geben, und sie forderte die unwiderruflich letzte Bedenkzeit — nur vierundzwanzig Stunden, bis morgen Mittag. Carola wußte nicht recht, warum die Mutter das that. Sie hatte das unbestimmte Vorgefühl, daß irgend etwas bis morgen geschehen müsse. Müßig und ohne etwas zu überlegen, die Hände im Schoß, saß sie da; sie dachte nicht an den Baron, sondern an den „Verhaßten“. War er verrückt oder liebte er sie? . . .

Es war gegen Abend. Carola spielte heut nicht, und sie hatte in keiner Weise über den freien Abend verfügt. Da stürzte Baron Braken, ohne anzuklopfen, in das Zimmer. Niemals hatte ihn Carola so aufgeregt gesehen; er sprach laut, er schrie beinahe: „Was ist das? Was ist das?“ Dabei schwenkte er ein Zeitungsblatt in der Hand, und jetzt hielt er es Carola so dicht vor die Augen, daß diese nichts erkennen konnte. Sie entriß es ihm und las folgende Notiz:

„Wir wir aus bester Quelle erfahren, hat sich Fräulein Carola Karin, Schauspielerin am hiesigen Stadttheater, mit Herrn Dr. Armin Braun, Redacteur der „Abendzeitung“, verlobt.“

Carola saß ganz starr da, während die Mama von einer „unverschämten Lüge“ sprach, und der Baron, allmälig in seinen phlegmatischen Ton zurückfallend, etwas von der „Frechheit dieses Menschen“ murmelte. Carola zweifelte nicht im Mindesten, daß Braun selbst die Zeitungsnachricht veranlaßt habe; aber sie begriff nicht, warum? Konnte es ihm denn ernst sein mit dieser Heirath aus Haß?

Sie war noch immer keines Wortes mächtig; die Mutter und der Baron verhandelten indessen wie gewöhnlich miteinander, während sie ganz passiv da saß — und jetzt trat das Mädchen ein und meldete — Dr. Braun.

Der „Verhaßte“ hatte noch nie die Wohnung der beiden Damen betreten; er kam heute ohne specielle Einladung, ohne directe Erlaubniß, und er trat mit seiner ruhigen Haltung, mit derselben kalten, unbewegten Miene ein, mit der er im Ballsaal an einem Fensterpfeiler lehnte und dem Treiben der Gesellschaft zuschaute. Als Carola ihn so sah — so stolz und ungebeugt, eine schwierige, selbstgeschaffene Situation mit dem Blick seiner klaren, grauen Augen beherrschend — kühn und ohne mit den Wimpern zu zucken für seine gewagte Handlung einstehend — da fühlte sie ihren Haß wie eine heiße Woge sich

über ihr pochendes Herz ergießen. Aber es war etwas Großes, Schönes, Berauschendes in diesem Haß.

Dr. Braun begrüßte die Mutter und den Baron mit ruhiger, weltmännischer Höflichkeit; dann trat er auf Carola zu und, seinen durchdringenden Blick auf sie heftend, sagte er kurz und knapp:

„Ich habe ein großes Wagniß vor Ihnen zu verantworten; was Sie mir heute früh sagten oder zusagten, berechtigte mich nicht, unsere Verlobung öffentlich anzuzeigen. Aber ich zog es vor, den Knoten zu zerhauen — Sie wissen, warum! Carola Karin, haben Sie ebensoviel Muth als ich?"

„Ich glaube ja!" rief Carola, am ganzen Körper bebend; „aber ich wiederhole Ihnen, Doctor Braun: Sie täuschen sich, Sie verrechnen sich! Meine Gefühle werden nicht so umschlagen, wie Sie es erwarten."

„Ich riskire es, das Spiel geht auf meine Gefahr," erwiderte er; „aber vielleicht wollen Sie es nicht riskiren! Sie sind Ihrer selbst nicht so sicher wie ich — und wenn Sie befehlen, so werde ich schon im Morgenblatt die Nachricht von unserer Verlobung dementiren lassen."

„Nein, nein!" rief Carola entschieden, „ich wage es!"

Und sie erwiderte stolz und herausfordernd seinen Blick.

„Wir werden uns noch sprechen, Herr Doctor!" schrie jetzt der Baron.

Braun wandte sich ruhig zu ihm.

„Ich habe Ihnen Ihre Verlobte geraubt, Baron Braken — ich bin zu jeder Genugthuung bereit."

„Er hatte mein Wort noch nicht — ich war noch nicht seine Verlobte," erklärte Carola.

„Noch nicht?" frug Braun verwundert; dann wandte er sich mit der gleichen Gelassenheit zu dem Andern: „Dann glaube ich, Herr Baron, haben wir einander nichts zu sagen."

„Hier wenigstens!" entgegnete der Baron. Er machte Carola eine tiefe Verbeugung und schritt hinaus, den Kopf zurückgeworfen. Die Mutter trippelte ihm ängstlich nach.

Die Verlobten blieben allein — zum erstenmal allein; und in diesem Augenblick überkam Carola ein Gefühl der Beschämung, der Zerknirschung, ja der Angst. Sie streckte dem Manne, der ihr jetzt lächelnd entgegentrat, abwehrend die Hände entgegen und rief in auflodernder Leidenschaft:

„Ich werde Dich ewig hassen!"

„Du machst mich sehr glücklich," entgegnete er; und trotz ihres Widerstrebens zog er sie an sich und küßte sie auf den Mund.

* *
*

Carola war jetzt die Braut Dr. Braun's vor aller Welt, und sie haßte ihn; vor den Leuten nannte sie ihn „Du" und that, als wäre sie glücklich. Wenn sie allein waren, nannte sie ihn „Sie", war kalt und abweisend gegen ihn. Er mußte ihr jeden Kuß mit List oder mit Gewalt rauben, und sie schalt ihn einen „Nichtswürdigen", wenn es ihm gelang. Er schien mit dem Allen zufrieden,

ja glücklich. Wenn er kam, suchte er ihre Hand zu fassen und zu küssen, und dann sagte er:

„Hassest Du mich noch immer?"

„Ich hasse Sie noch immer — noch immer — und ich heirathe Sie nur, um Sie ewig zu hassen!"

„Um mich ewig zu hassen — ganz aus der Nähe — in jedem Augenblick — jede Stunde, nicht wahr?"

„Ja, ja, so ist es!"

Und er lachte ganz vergnügt darüber.

Und sie? Warum hatte sie eingewilligt, seine Braut zu werden? Weil dieser Haß einen ganz eigenthümlichen Reiz auf sie ausübte, weil der Gedanke sie berauschte, diesen stolzen Mann zu quälen. Es reizte sie gar nichts mehr als dies, und die ganze übrige Welt wurde ihr gleichgiltig.

Als Braun ihr vorschlug, ihren Contract nicht zu erneuern, der Bühne zu entsagen, da jauchzte sie ihm in ihrem Innern Beifall zu: aber sie sagte kalt:

„Warum sollte ich Ihretwegen die Bühne verlassen?"

„Du gehörst jetzt zu mir und nicht auf die Bühne," sprach er mit einer solchen Entschiedenheit, daß sie keinen Widerspruch wagte. „Ich werde niemals zugeben, daß Du der Bühne angehörst."

„Vorläufig bin ich einverstanden, aber ich behalte mir für die Zukunft die Freiheit meiner Entschließungen vor," entgegnete sie.

„Das werden wir sehen!" schloß er.

Sie hatte bisweilen selbst daran gezweifelt, daß ihr

Haß echt war; aber in diesem Augenblick fühlte sie deutlich — sie haßte wirklich, haßte glühend diesen Mann, der sich ihrer bemächtigt hatte und mit eiserner, unwiderstehlicher Hand ihr Schicksal lenkte. Er fand sie „talentlos“, und darum verbot er ihr die Bühne. Er war Schuld daran, daß sie sich auf den Brettern nicht mehr heimisch fühlte. Er hatte ihr Alles geraubt, ihr Talent, ihre Stellung, ihre Freiheit — sie war nichts mehr als sein Geschöpf. Und sie hatte dennoch Alles freiwillig gethan, was er wollte. Oder war es nicht freiwillig? Sie dachte manchmal daran, sich ihm zu entziehen, das Verlöbniß zu lösen, auf die Bühne zurückzukehren — und sie konnte es doch nicht; er magnetisirte sie mit seinen kalten, grauen Augen — sie mußte ihm folgen. Aber sie haßte ihn, und es erfüllte sie mit Wonne, mit Lust, seine Liebkosungen zurückzustoßen, ihm ihren Haß zu bekunden.

Der Tag der Hochzeit kam. Sie hatte sich herrlich geschmückt und spielte die glückliche Braut. Als sie am Abend mit dem ihr angetrauten Gatten auf den Bahnhof fuhr, um eine Reise nach dem Süden anzutreten, da faßte er ihre Hand, zog dieselbe sanfter als sonst an seine Lippen und sagte mit einer weichen Stimme, die sie noch nie an ihm gehört hatte:

„Hassest Du mich noch immer?“

Noch einmal, und heißer denn je, loderte ihr Trotz auf. War sie jetzt nicht völlig in seine Hand gegeben? Welche Waffe hatte sie noch, um ihm zu widerstehen, um nicht ganz und gar seine Sklavin zu werden? Nur noch

ihren Haß! Und nicht leidenschaftlich wie sonst, sondern mit eisig-kaltem Tone sagte sie:

„Natürlich hasse ich Dich noch immer!"

Er ließ plötzlich ihre Hand los und blickte stumm zur Seite. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, aber sie triumphirte; sie lachte leise, aber höhnisch auf. Es war ihr erster Triumph und ein vollständiger!

* *
*

Ein Jahr war vergangen. Carola war mit ihrem Gatten nach der Hochzeitsreise an dessen früheren Wohnort zurückgekehrt, der auch der Schauplatz ihrer Bühnenerfolge gewesen war. Sie machte die Honneurs seines Hauses und war eine musterhafte Hausfrau. Dennoch wußte sie, welche Gerüchte über sie umgingen: Baron Braken habe sie verlassen, sie habe aus Verdruß ihren Theater-Recensenten geheirathet, und diese Ehe sei nun keine glückliche.

Sie wußte, daß Armin unter diesen Gerüchten litt, aber sie that nichts, um dieselben zu widerlegen. Mochte er leiden — warum hatte er sie in diese Ehe hineingezwungen? Er hatte das Wagniß allein auf sich genommen; nun mochte er das Spiel bezahlen, da es verloren war. Er bezahlte es allein, denn sie fühlte sich nicht unglücklich. Sie hatte sonderbarerweise keine Sehnsucht nach der Bühne. Die Rolle, die sie spielte, gefiel ihr — ja, diese Rolle schmeichelte mehr ihrer Eitelkeit, berauschte mehr ihre Gefühle, als die Bühnenerfolge einst Sie quälte

ihren Mann, sie rächte sich an ihm für seine kühnen Eigenmächtigkeiten, sie strafte seinen Dünkel, mit dem er darauf gepocht hatte, ihr Haß müsse sich in Liebe verwandeln.

Sie sagte sich mit Genugthuung, daß ihr Haß noch immer Haß war. Braun hatte es oft versucht, sich ihr mit weicher Zärtlichkeit zu nahen; sie aber hatte ihn stets zurückgestoßen. Dann spielte er mit ihr in übermüthiger Ironie, in gutmüthigem Spott, und sie begegnete ihm mit gleichen Waffen. Seit längerer Zeit kümmerte er sich wenig um sie; er ging in seinen Club, in das Café und überließ sie sich selbst. Sie begann seither ihres Spieles müde zu werden — wie lange sollte es noch dauern? Sie wußte es nicht. Aber wenn die Möglichkeit, Armin nicht zu hassen, sich einmal heimlich in ihre Seele schlich, da kam ihr seine übermüthige Prophezeihung in den Sinn, daß ihr Haß doch eigentlich Liebe sei, und ihr Trotz bäumte sich wild auf.

Nun war der Jahrestag ihrer Hochzeit gekommen. War es wirklich schon ein Jahr — ein ganzes Jahr, seitdem sie neben dem Manne lebte, der ihr noch immer wie ein Dämon, wie ein Zauberer erschien, der ihr eigentlich noch ein Räthsel, ein Fremder war? Es schien ihr wie ein Traum, daß sie sein Weib sein sollte — sie konnte es nicht fassen. An diesen Namen hatte sie sich gewöhnt — an dieses Verhältniß nicht. Sie lebte wie unter einem Bann; sie zitterte heimlich, wenn er in ihre Nähe trat, und sie wußte nichts Anderes zu thun, als

ihm zu trotzen. Oft malte sie es sich aus, was geschähe, wenn sie ihm einmal zärtlich, liebend entgegenträte; aber sie dachte es nur — in Wirklichkeit trotzte sie. Sie kümmerte sich nicht darum, ob er etwa darunter litt — er hatte es so gewollt; er war so stark, so mächtig, so eigenwillig — er mochte zusehen, was werden sollte! Sie bebte in seiner Hand, wie ein hilfloser, gefangener Vogel, und sie that, was allein in ihrer Macht lag — sie sträubte sich, sie schlug mit den Flügeln um sich.

„Ist es wirklich ein Jahr?“ sagte sie sich am Morgen ihres Hochzeitstages. Sie kleidete sich in ein reizendes Negligé; sie machte sich immer schön, sie wollte Armin gefallen. Sie putzte sich, wenn sie allein waren, und sie putzte sich für die Leute, vor denen sie Mann und Frau spielten. Und wenn sie dann wieder allein waren, ließ Carola die Maske fallen; sie zeigte dann das wahre Gesicht ihres „Hasses“, das „hübsche Furiengesicht“, wie Armin sagte — manchmal lächelnd, manchmal bitter. Es bedünkte sie oft, daß die Bitterkeit echter sei, als das Lächeln.

Armin nahm seinen Morgenkaffee stets allein in seinem Zimmer und pflegte dann einen Augenblick bei ihr einzutreten, um ihr ein Abschiedswort zu sagen, bevor er ins Bureau ging. So that er auch heute. Sie wartete mit einiger Ungeduld darauf, daß er etwas über die Bedeutung des heutigen Tages sagen würde; aber er sagte nichts. Er kündigte ihr noch an, daß er heute Mittags nicht zu Hause speisen würde; dann ging er mit einem

gleichgiltigen Gruß. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, ihr zu erklären, warum er auswärts speiste — derlei kam jetzt öfter vor. Indessen — war er nicht in seinem Recht? Er hatte ja keine Frau, hatte keine Häuslichkeit, denn sie, Carola, „haßte" ihn.

Der Tag verging ihr in Unruhe und Unbehagen. Armin hatte seinen Clubabend, und er kam sicherlich erst Nachts nach Hause oder allenfalls nur für einen flüchtigen Augenblick. So ging der heutige Tag ganz verloren, und sie gewahrte jetzt erst, daß sie auf diesen Tag eine unbestimmte Hoffnung gesetzt hatte. Mit einer schmerzlichen Rathlosigkeit sah sie der Zukunft entgegen — was würde jetzt werden?

Sie ging nicht aus, sie setzte sich nicht an ihr Piano, sie ließ sich vor einem Besuch verleugnen — sie legte die Hände in den Schoß, als wartete sie auf etwas, das kommen sollte.

Gegen Abend hörte sie Armin zurückkehren; gleich darauf trat er bei ihr ein.

„Du bist ja noch in Deinem Morgen-Negligé?" sagte er.

„Ich war nicht aus, gehe auch nicht aus," entgegnete sie mit matter Stimme.

„So bleibe ich auch zu Hause," versetzte er gelassen.

„Aber es ist Dein Clubabend!"

„Ich bleibe zu Hause!" wiederholte er nachdrücklich.

Sie sah ihn beklommen an — was wollte er? Ein zärtliches tête-à-tête? Und schon bei dem Gedanken

daran regte sich ihr Trotz; nein, sie konnte nicht zärtlich sein, etwas in ihr empörte sich dagegen. Aber Armin machte keine Anstalten, den Zärtlichen zu spielen, er saß mit seiner gelassenen Miene ihr gegenüber und nahm mit gewohntem Appetit sein Nachtmahl zu sich. Sie waren Beide einsilbig.

Als man den Tisch abgeräumt hatte und sie allein waren, schritt Armin einigemale im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor ihr stehen und sagte:

„Ich habe Dir etwas zu sagen, Carola.“

Da war es nun, was sie in unbestimmter Ahnung erwartet hatte!

„Was wünschest Du von mir?“ frug sie schwach; sie fühlte seinen durchdringenden Blick mit bezwingender Gewalt.

Mit seiner gewohnten Ruhe, mit tiefer, leicht zitternder Stimme sprach er:

„Ich habe Dir ein Geständniß abzulegen, Carola.“ Er machte eine kleine Pause. „Ich habe mich getäuscht — Dein „Haß“ gegen mich war nicht Liebe; ich versprach Dir, daß ich das Wagniß, die Gefahr tragen, daß ich das Spiel bezahlen wolle, wenn es verloren gehe. Du siehst mich also bereit, zu thun, was in meinen Kräften steht. Du hast meinetwegen die Bühnenlaufbahn aufgegeben, aber Du liebst mich nicht, und ich habe Dir darum keinen Ersatz zu bieten. Wünschest Du Deine Freiheit? Ich will sie Dir geben. Willst Du zur Bühne zurück?

Ich rathe es Dir, und ich will Dir helfen, so weit ich es vermag."

Alles Blut schoß ihr in die Wangen.

„Du spielst ein unehrlich Spiel mit mir!" rief sie außer sich. „Deiner Eitelkeit ist genug geschehen, und Du möchtest mich jetzt abschütteln. Wie kannst Du mir rathen, zur Bühne zurückzukehren? Hast Du mir nicht erklärt, daß ich kein Talent habe?"

„Ich? Daß ich nicht wüßte," erwiderte er ruhig.

„Ja, Du!"

Und sie rief ihm jetzt mit flammenden Worten entgegen, wie er damals ihre „Recha" besprochen und sie in einer für sie demüthigenden Weise „talentlos" genannt habe.

„Du irrst," sagte er gelassen, „der Artikel war nicht von mir, sondern von meinem Collegen Adler; er signirt auch „a. b.", doch mit kleinen Buchstaben. Adler verreißt grundsätzlich alle jungen Anfänger."

Sie sank ganz verwirrt in ihren Sessel zurück.

„Jene Recension — war nicht von Dir? — So habe ich Dich ja ganz umsonst — ganz grundlos — gehaßt!"

„Du kannst mich nicht wegen eines Wortes gehaßt haben," entgegnete er ruhig, „das wäre kleinlich."

„Ein Wort, das meine Existenz zertrümmerte!" rief sie. „Uebrigens, Du könntest es ja gesagt haben — Du hast es gesagt!"

„Nein," versetzte er; „ich fand Mängel in Deinem Spiel, aber ich habe nie behauptet, daß Du kein Talent

hättest; und darum rathe ich Dir, zur Bühne zurückzukehren."

„Du hättest mich ihr dann nie entziehen sollen!"

„Ich habe ein Unrecht begangen, und ich bin heute bereit, es gutzumachen." Seine Stimme wurde weicher. „Was kann ich mehr thun? Ich dachte, ich hoffte, Du würdest mich lieben lernen, und das wäre besser und schöner für Dich gewesen, als die Bühne. Und dann — Du warst eitel, warst oberflächlich, warst des künstlerischen Ernstes bar; ich dachte, Du würdest ein anderes Wesen werden durch die Liebe. Ich bin ein großer Thor gewesen, ich habe falsch gerechnet — ich gestehe es Dir zu. Kehre zur Bühne zurück! Werde eine große Künstlerin — sühne Du vollends, was ich geirrt und verbrochen habe."

Ein unbeschreiblicher Sturm ging durch ihre Seele — diese Seele flatterte noch einmal, wie ein gefangener Vogel in der Hand des Zauberers. Carola, betäubt, verwirrt, zerknirscht, verlor die Fassung und rief, in Thränen ausbrechend:

„Ich kann keine große Künstlerin werden, ich — habe wirklich kein Talent!"

„Und warum hast Du mir dann so sehr gegrollt, als Du glaubtest, ich hätte Deine Talentlosigkeit erkannt?"

„Ich grollte Dir, gerade weil es die Wahrheit war. Ich wollte sie nicht hören, ich wollte mich über sie täuschen."

„Ich habe das nie gesagt, nie geglaubt," wiederholte er, „ich glaube es noch jetzt nicht."

„Es ist dennoch die Wahrheit. Ich weiß heut wohl, daß ich durch künstliche Mittel meine Erfolge errungen habe. Ich bin keine Künstlerin. Ich habe der Menge gefallen. Das ist Alles!"

Und das Bewußtsein, die Wahrheit zu bekennen, verlieh ihr eine eigene, ungekannte Kraft und Ruhe.

Er schwieg eine Weile. — „Vielleicht," sagte er endlich, „täuschte ich mich über Dich, über Dein Talent, weil ich Dich liebte — vom ersten Augenblicke an."

„Du hast mich geliebt ...?" rief sie in höchster Erregung.

„Wie hätte ich sonst so handeln können?" entgegnete er. „Ich täuschte mich über Dein Talent, wie über Deinen Haß. Vielleicht war Dein Talent nicht unecht, aber Deine Abneigung gegen mich war doch echt! Ein Anderer wird wohl glücklicher sein als ich."

„Ich liebe keinen Andern, und ich will nicht zur Bühne zurück. Ich ... ich ..."

„Was willst Du denn eigentlich?" frug er sanft.

„Ich weiß nicht — vielleicht sterben — mir ist Alles gleich!"

Er schüttelte den Kopf und faßte ihr beiden Hände.

„Du hast herzlos an mir gehandelt, unglaublich herzlos. Ein ganzes Jahr lang hast Du mich unsinnig gequält. Ich hätte es nie und nimmer geglaubt; und dennoch, dennoch frage ich Dich nochmals, aber zum letztenmale: war es nur Haß, wirklich nur Haß, was Du fühltest?"

Sie versuchte es vergeblich, sich ihm zu entwinden.

„Frag' mich nicht — quäl' mich nicht," stammelte sie, „wenn ich Dich auch quälte. Du würdest mir ja doch dieses Jahr nie vergeben!"

„Die Liebe verzeiht Alles," sagte er hoheitsvoll; „aber Du hast lange genug mit mir gespielt, und jetzt fordere ich ein offenes Wort von Dir."

Sie fühlte seinen zwingenden, mächtigen Blick und verbarg ihm den ihren. Fieberschauer schüttelten ihren Leib; sie fürchtete sich — kein Wort wollte über ihre Lippen. Er ließ ihre Hände los, und sie wußte, jetzt war die Stunde gekommen, für ihren „Haß" einzustehen! Dieser „Haß", der sie wie im leichten Scherz diesem Manne zugeführt hatte — dieser „Haß" sollte sie ewig von ihm scheiden. Und jetzt, da sie ihn verlassen sollte, da er sie gehen hieß — fühlte sie, daß ihr das Leben fern von ihm eine Unmöglichkeit schien — eine Hölle — ein dunkles Nichts.

Weinend und jauchzend zugleich, vergehend vor Angst und Scham und doch wieder in freudiger Erleichterung, rief sie, sich mit Leidenschaft in seine Arme stürzend:

„O, vergib — vergib mir! Es war nicht Haß — es war, es ist Liebe — Liebe — grenzenlose Liebe!"

Starre Liebe.

I.

Lena stand am offenen Fenster und sog die süße, warmdurchsonnte Frühlingsluft ein, welche hereinströmte. Man konnte ein Streifchen von der Promenade sehen, wo es von eleganten Spaziergängern wimmelte und die Damen ihre modernen Frühlingstoiletten zur Schau trugen. Aber Lena hatte kein Auge dafür; sie gehörte nicht zu jener Gesellschaft, und am müßigen Begaffen derselben hatte sie nie Vergnügen gefunden. Sie blickte hinaus in den tiefblauen Himmel, ohne denselben eigentlich zu sehen, und dennoch in den Zauber des schönen Tages versinkend. Sie dachte an nichts Bestimmtes, sie fühlte nur jene süße, ermattende Sehnsucht, welche uns im Frühling so leicht beschleicht; sie fühlte den Drang, draußen im Sonnenschein zu wandeln, sich in seinen Goldfluthen zu baden, in der lauen Luft zu schwelgen.

Es war ihr nicht gestattet, nach Belieben auszugehen; häufig mußte sie ihre Cousine begleiten, ohne irgendwelche Lust und Freude — heute wäre sie gern mitgegangen, als Tante und Cousine sich zur Promenade rüsteten,

denn der Sonnenschein lockte auch düstere Gemüther, wie das ihre — aber gerade heute konnte sie nicht. Man hatte geplättet, große Stöße von Wäsche lagen im Mädchenzimmer aufgestapelt und wollten aufgeräumt sein, die Weißwäsche war speciell Lena von der Tante anvertraut. Es mußte Alles sorgfältig nach der Nummer geordnet und wieder mit den himmelblauen Bändern dutzendweise zusammengebunden werden.

„Du wirst wohl heute wegen der Wäsche zu Hause bleiben müssen, Lenchen,“ hatte die Tante gesagt, und Lena fügte sich schweigend wie immer. Sie erinnerte sich jetzt ihrer Pflicht, und in ihre Träume schlichen sich plötzlich die Stöße Wäsche draußen. Sie verließ das Zimmer, um sich nach den Wirthschaftsräumen zu begeben, die großen Wäscheschränke standen im Vorgemach. Eben war sie mitten in ihrer Arbeit, als man schellte.

Das Stubenmädchen öffnete, und ein hochgewachsener, junger Mann mit einem Vollbart erschien auf der Schwelle. Lena entsann sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Sein Blick schweifte von dem Dienstmädchen nach Lena's hoher, vornehmer Gestalt und blieb an ihrem ernsten, unbewegten Gesichte hängen. Offenbar wußte er nicht, ob er eine Dame des Hauses oder nur einen Dienstboten vor sich habe; für das erstere sprach die Erscheinung, für das letztere der einfache Anzug und die sehr häusliche Beschäftigung. Da jedoch Lena von seinem Gruß keine Notiz nahm, wendete er sich wieder an das Stubenmädchen.

„Könnte ich vielleicht Fräulein Magdalena Stahl sprechen?“

„Das Fräulein ist ausgegangen,“ erwiderte das Mädchen.

„Wann hätte ich wohl Aussicht, von dem Fräulein empfangen zu werden?“

Das Dienstmädchen wendete sich an Lena: „Wann wird Fräulein Magda wohl zu Hause sein?“

„Ich denke, morgen Vormittag,“ sagte Lena kurz.

„So will ich morgen gegen Mittag vorsprechen,“ sagte der Fremde, sich höflich an Lena wendend. Plötzlich stutzte er und fixirte sie. „Sie — mein Fräulein ...“ begann er und stockte. Es war seltsam, mit welchem durchdringenden Blicke aus seinen klaren, blauen Augen er sie ansah.

„Ich bin Haushälterin hier,“ sagte Lena in ihrem trockenen, ja ein wenig barschen Tone.

Er verfärbte sich leicht. „Ich will doch meine Karte hier lassen,“ sagte er mit weltmännischer Unbefangenheit, „dieselbe wird einigermaßen die Freiheit entschuldigen, die ich mir herausnahm.“ Er überreichte eine Karte aus seinem Portefeuille, verbeugte sich flüchtig und ging wieder.

„Ein ganz fremder Herr,“ sagte das Stubenmädchen. „Es ist doch sonderbar, daß er nur nach dem Fräulein frug und nicht nach der gnädigen Frau!“

„Es ist in der That sonderbar,“ sagte Lena für sich und warf einen Blick auf das lithographirte Kärtchen; der Name, der darauf stand, lautete: Raimund Stahl.

„Das ist ja ein Verwandter von unserer Herrschaft!“ rief das Stubenmädchen, welches Lena über die Schulter gesehen hatte.

„In der That,“ sagte Lena gleichgiltig. Sie wußte, daß in einer nordischen Seestadt noch ein verwitweter Onkel von ihr lebte; ob nun dies ein Sohn von ihm sei, ob jener überhaupt Kinder hatte, war ihr nicht bekannt. Was ging es sie auch an? Der Besuch galt ja doch nur ihren Verwandten — wer würde sich um sie, die Arme, Verwaiste, zudem Unliebenswürdige bekümmern?

Da fiel ihr erst ein, daß ja auch sie Magdalena Stahl heiße — auch das Mädchen hatte nicht daran gedacht, Besuche gelten immer nur der Herrschaft.

Lena fuhr fort, ihre Wäsche zu ordnen, ohne weiter des Zwischenfalles zu gedenken; aber ganz unwillkürlich kam ihr immer der durchdringende Blick des Fremden ins Bewußtsein. Warum wohl hatte er sie so forschend angesehen?

Nachdem der letzte Schrank verschlossen und der Kaffee bereitet worden, begab sich Lena nach ihrem Zimmerchen; es lag in der Küchenregion auf der Hofseite. Die Tante sagte immer, die beiden Cousinen würden ganz gleich gehalten, wie zwei Kinder des Hauses, und in der That hatte Lena ihr eigenes Zimmer wie Magda. Es bestand wohl einiger Unterschied zwischen diesen beiden Zimmern, aber Lena war weit entfernt davon, dies mit Bitterkeit zu empfinden. Sie war arm und verwaist; zwar leistete sie Dienste für das Brod, das man ihr gab,

aber sie fand es natürlich, daß sie in Wirklichkeit Magda nicht gleichgestellt war.

„Alle Menschen sind selbstsüchtig, sorgen für sich oder ihre nächsten Angehörigen,“ dachte sie sich, „weßhalb sollten mein Onkel und meine Tante eine Ausnahme machen?“

Sie hatte Romane gelesen, in welchen Mädchen in ihrer abhängigen Lage vorkamen, welche dann ihre Scheinwohlthäter haßten und bedrohten — sie fühlte sich darüber erhaben. Es schien ihr nicht der Mühe werth, diese Menschen zu hassen, sie liebte sie nur nicht, sie hob innerlich jede Gemeinschaft mit ihnen auf — sie lebte für sich, ganz und gar für sich.

Sie grübelte jetzt nicht weiter darüber nach, daß ihr Stübchen schon dämmerig und düster war, während in den anderen Zimmern noch das Sonnenlicht fluthete; daß man hier nur auf eine hohe Feuermauer blickte und drüben auf die vom ersten Grün umschleierten Bäume der Promenade — sie war ganz zufrieden, jetzt mit sich allein sein zu können. Sie nahm ein Buch und las, und als es zu dunkel ward, legte sie es fort und überließ sich ihren Gedanken.

Als es draußen schellte und Stimmen im Vorzimmer hörbar wurden, erhob sie sich klaglos, um ihre von der Promenade heimkehrenden Verwandten zu bedienen. Es klirrte ein Säbel; Magda's, ihrer Cousine, Bräutigam, der Rittmeister von Wallstadt, war also auch mitgekommen. Sie mußte gleich noch eine Kaffeetasse vorbereiten. Während

die Damen ablegten, schänkte sie den Kaffee ein. Der Onkel, Oberst im Ruhestande, und der Rittmeister, eine Hünengestalt mit breitem, gesundem, gutmüthigem Gesicht, plauderten vom Wetter, das Thema war also auf der Promenade noch nicht erschöpft worden.

Und plötzlich dachte Lena: „Es war doch gut, daß ich zu Hause blieb.“ Der Rittmeister mit seinem trivialen, breitspurigen Wesen war ihr antipathisch. Wenn sie jemals ihre Cousine um irgend etwas beneidet hatte — um diesen Bräutigam gewiß nicht.

Da kamen schon die Damen herein und riefen in einem Athem: „Ja, was ist das mit diesem Herrn — mit diesem Fremden — diesem Besuche?“ Das Stubenmädchen hatte die große Neuigkeit schon verkündet.

„Ich kann nichts weiter sagen, Tante,“ meinte Lena gelassen, die Sahne in die Tassen schöpfend; „ich sprach nichts weiter mit dem Fremden, er hinterließ seine Karte und wollte morgen Mittag wieder kommen.“

„Ja, aber sahst Du denn nicht, daß er ein Verwandter des Hauses ist?“ keifte die Tante.

„Erst nach seinem Abgang, Tante.“

„Man muß sich vorher vergewissern, mit wem man spricht; begreifst Du denn nicht, daß der Herr auch Dein Verwandter ist?“

„Ich weiß von keinem Verwandten.“

„Vor etwa einem halben Jahre starb doch Onkel Leonhard, und auf der Todesanzeige stand ein Sohn unterzeichnet, jedenfalls dieser Raimund. Aber Du kümmerst

Dich um gar nichts, Lena, thust, als ob Du gar nicht zu uns gehörtest. Mit Deiner verschlossenen, hochmüthigen Miene gehst Du herum, wie eine verwunschene Prinzessin und willst von Fremden bedauert sein."

„So fange doch nicht wieder von den alten Geschichten an!" brummte der Oberst, zu seiner Frau gewendet.

„Und als Fräulein Lena einmal meine Wenigkeit in Ihrer und Magda's Abwesenheit empfing," mischte sich der Rittmeister ins Gespräch, „da machte man ihr nachher einen Höllenspectakel — mit Verlaub, Frau Mama!"

Der Rittmeister warf sich immer zum gutmüthigen Vertheidiger Lena's auf, aber sie wußte ihm wenig Dank dafür. Es war sonderbar, aber sie konnte ihn vielleicht gerade darum nicht leiden, weil er sie für so schutzlos und bemitleidenswerth hielt; er nannte sie „ein armes Ding" und „einen armen Kerl" — sie wußte das, und es empörte sie, sie hätte selbst nicht sagen können, warum.

„Aber bedenken Sie doch nur Lena's Tactlosigkeit!" rief die Oberstin. „Sie geberdet sich, als wäre sie nur ein Dienstbote im Hause, ein Aschenbrödel. Er muß sie jetzt für ein Aschenbrödel halten, das gar nicht zur Familie gehört; sie macht es aber immer so!"

„Aber so höre doch auf!" rief der Oberst ärgerlich; er liebte es nicht, bei seinen Mahlzeiten durch Streitigkeiten gestört zu werden.

Lena stand bei dem Allen, während die Anderen am Kaffeetisch Platz nahmen, mit beinahe ausdrucksloser Miene an der Credenz. Mit ihrer hehren, junonischen Gestalt

und dem edel geformten Haupte schien sie die beiden anderen Damen zu höhnen: die Oberstin war eine kleine, unscheinbare Frau mit scharfen Zügen; Magda, obgleich jung, hübsch, rosig blühend, hatte den Typus der Mutter. Trotzdem Mutter und Tochter ihre eleganten Straßenkleider trugen und Lena nur ein dunkles Leinenkleid mit einer weißen Brustschürze, schien sie doch die Herrin in diesem Kreise durch ihre Erscheinung, ihre Haltung, ihr Wesen. Lena war keine Schönheit, vielleicht war sie nicht einmal hübsch, ausgenommen ihre classische Figur, ihr feingeformtes Haupt mit dem dunkeln, schlichten, einfach gescheitelten Haar; aber ihre ernsten, charakteristischen Züge zeugten von einer bedeutenden, selbstbewußten und tief angelegten Natur.

Sie ließ jetzt die Scheltworte der Tante mit einer Ruhe über sich ergehen, die weder Geringschätzung, noch verhaltenen Kummer verrieth — so mochte sie Sturm und Regen, eine Staubwolke oder einen Hagelschauer ertragen. Das Gespräch blieb begreiflicherweise an dem Cousin haften. Warum kam er? Was wollte er? Es hatte nie ein Verkehr zwischen den Familien bestanden; der eine Zweig derselben hatte sich dem kaufmännischen Berufe gewidmet, was von den aristokratisch gesinnten, dem Officiersstande angehörenden Verwandten, nicht gerne gesehen wurde. Leonhard Stahl hatte sich in einer nordischen Handelsstadt etablirt, anfangs war er wenig vom Glück begünstigt und einmal verlautete es ganz bestimmt, daß ihm der Bankerott bevorstünde; dann erholte sich

plötzlich seine Firma, gedieh und blieb im Rufe des Wohlstandes und der Ehrenhaftigkeit. Vor ungefähr einem Jahre war Leonhard Stahl gestorben, man hatte nur durch die Todesanzeige erfahren, daß er Witwer gewesen und einen Sohn hinterließ, wahrscheinlich seinen Nachfolger im Geschäfte.

Lena's Vater hatte zu Leonhard in engen Beziehungen gestanden, sich mit verschiedenen Speculationen beschäftigt und war plötzlich gestorben, als sein Töchterchen kaum zwei Jahre zählte. Die Witwe war mittellos zurückgeblieben und hatte sich kümmerlich fortgebracht, bis auch sie vom Tode dahingerafft wurde. Der gutmüthige Oberst, der eben in den Ruhestand trat, hatte die zwölfjährige Waise als Spielgefährtin seiner einzigen, wenig jüngeren Tochter ins Haus genommen.

Alles dies wurde jetzt erörtert, beziehungsweise dem Rittmeister erzählt, während Lena noch immer theilnahmslos mit gesenktem Blicke da saß. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, was den Vetter so plötzlich herbeigeführt haben mochte.

„Ich finde es nicht so unerklärlich," meinte die Oberstin; „er will eben unsere Bekanntschaft machen. Sein Vater war meines Wissens ein launenhafter, trockener Geschäftsmann; der hat kein Bedürfniß gehabt, Verwandtschafts-Beziehungen zu cultiviren. Raimund ist vielleicht ein Weltmann und legt Werth darauf, Verwandte zu haben, welche der besten Gesellschaft angehören."

„Am Ende hat er Absichten auf Magda!" rief der

Rittmeister, und es war so viel naive Besorgniß in seinem Tone, daß die Anderen lächeln mußten.

„Nicht unwahrscheinlich," meinte der Oberst; „in diesem Falle wird er eben bald wieder abreisen, wenn er den Platz bereits besetzt findet."

„Das Mädchen sagte, er wäre ein schöner Mann," rief Magda eifrig; „ist es wahr, Lena?"

„Ich denke, ja," sagte diese mit ihrer tiefen, ruhigen Stimme.

„Groß — klein?" forschte Magda.

„Groß und stark," erwiderte Lena.

„Mein Gott, warum finden Sie eigentlich diesen Cousin so interessant?" meinte der Rittmeister verdrießlich.

„Da hat man es schon — er ist eifersüchtig!" lachte Magda vergnügt wie ein Kind. „Er ist eben etwas Ueberraschendes, dieser Cousin, der wie vom Himmel gefallen. Das macht ihn interessant — ein Bischen kann er mir schon die Cour machen — nicht wahr, Mama?"

„Ich finde, daß das kein Gegenstand zum Scherzen ist," brummte der Rittmeister mit seiner Baßstimme.

„Sie quälen Magda wirklich mit Ihrer Eifersucht!" begann die Oberstin. Das Gespräch über den vom Himmel Gefallenen wurde jetzt durch einen Zank zwischen dem Rittmeister und seiner künftigen Schwiegermama abgelöst. Der Oberst erhob keine Einsprüche mehr, denn das Kaffeegeschirr wurde jetzt abgeräumt, und seine Frau auch außerhalb der Mahlzeiten vom Keifen abzuhalten, dazu fühlte er sich nicht stark genug.

Lange bevor es Mittag wurde, erschien am folgenden Tage der Rittmeister; er mußte offenbar bei dem Besuche des seiner Braut so plötzlich bescheerten Cousins anwesend sein. Als er Magda kokett geputzt fand, wuchs seine eifersüchtige Stimmung sofort zur übelsten Laune an. Die Frau Oberstin war noch nicht angekleidet, und so hatte das Brautpaar, in Erwartung des Besuches, vollauf Zeit, zu zanken und zu schmollen.

Die Oberstin hatte am vorhergehenden Tage Lena befohlen, ihr gutes Kleid anzuziehen und in den Salon zu kommen, damit man sie nicht für das Aschenbrödel halte. Indeß wurde der Befehl am folgenden Morgen widerrufen, denn man war wenige Tage vor den Osterfeiertagen und das sämmtliche Kupfergeschirr in der Küche mußte geputzt werden. Lena mußte diesen Proceß beaufsichtigen und, wo es nothwendig, nachhelfen; trotzdem war die Frau des Hauses durch denselben so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich noch im Schlafrock befand, als es abermals schellte und Herr Raimund Stahl erschien.

Man führte ihn sofort in den Salon, wo Herr von Wallstadt und Magda miteinander über die Berechtigung der Eifersucht heftig stritten. Magda hatte eben nur Zeit, ein liebenswürdiges Lächeln anzulegen, als der Besuch die Schwelle überschritt.

Der große starke Mann mit dem ernsten, bärtigen Antlitz schien seltsam befangen; mit beklommener Stimme frug er: „Fräulein Stahl . . .?“ Und da sie sich bejahend und lächelnd verneigte, gingen ihm die Worte aus, und

er sah das junge Mädchen nur fest und fragend an. Magda verlor beinahe die Fassung — auch gestern sollte der Fremde Lena so sonderbar fixirt haben. Was war es nur mit ihm? Uebrigens sah er Lena auffallend ähnlich.

Nun schien er sich gefaßt zu haben; mit einiger Förmlichkeit stellte er sich als Verwandten des Hauses vor und motivirte damit sein plötzliches Eindringen in die Familie. Eine Geschäftsreise hatte ihn in die Gegend geführt, und er hatte dringend gewünscht, seine Verwandten kennen zu lernen. Er sprach tonlos und kalt, obgleich er im Moment des Eintretens so erregt ausgesehen hatte.

Magda hatte den Gast zum Sitzen eingeladen und lebhaft ihr Vergnügen ausgedrückt, einen Cousin gefunden zu haben, denn sie hatte noch keinen — der Rittmeister räusperte sich dabei wie Jemand, der eine unwirsche Bemerkung mit Noth unterdrückt — hatte dann die Mama entschuldigt, wobei sie der Fremde wieder lebhaft fragend ansah, und endlich erinnerte sie sich der Pflicht, ihren Bräutigam vorzustellen.

Und mit einem bezaubernden Lächeln auf den großen Husaren hinweisend, sagte sie: „Herr Rittmeister von Wallstadt, mein Verlobter!"

Nun geschah wieder etwas recht Sonderbares, Verblüffendes: bei dem Worte „Verlobter" sprang der Cousin wie in plötzlichem Schreck vom Sessel auf, verfärbte sich und starrte den Husaren an, wie ein Gespenst. Dieser lächelte triumphirend; hatte er dies Alles nicht vorhergesehen?

„Ich wußte nicht, daß Sie verlobt sind, Cousine,“ murmelte Raimund Stahl; „ich habe das nicht vorausgesehen.“

Magda ward die Sache schon entschieden unheimlich. Da saß dieser bärtige Mann — er war ganz sicher schöner als ihr Karl — aber man wußte nicht, was mit ihm beginnen. Niemals sonst war sie mit jungen, hübschen Herren in Verlegenheit gerathen. Er starrte die Menschen so sonderbar an, er fuhr, wie von der Tarantel gestochen, auf bei den selbstverständlichsten Dingen, und bei dem Allen war er doch so gleichgiltig — er schien noch gar nicht recht gesehen zu haben, wie — hübsch sie war.

„Entschuldigen Sie, Cousin,“ sagte sie mit einer an ihr sonst ungewohnten Schüchternheit, „entschuldigen Sie, daß ich Ihnen keine Verlobungsanzeige schickte, aber wir wußten gar nicht genau, daß Sie auf der Welt wären.“

„Ja, mein Herr Stahl,“ nahm der Rittmeister das Wort, „Sie hätten sich eben früher melden müssen! Wenn man unbekannte, junge und hübsche Cousinen noch frei finden will, muß man nicht zögern, sie zu suchen.“

„Ich hielt mich zehn Jahre lang in Südamerika auf,“ erwiderte Stahl, ohne in das vergnügte Lachen des Brautpaares einzustimmen. „Erst der Tod meines Vaters rief mich nach der Heimat.“

„Sie trafen ihn nicht mehr am Leben?“ frug jetzt Magda, so rasch als es ihr möglich war, wieder ernst werdend.

„Nein, er war längst begraben,“ erwiderte Raimund mit einer Kürze, welche das Mitleid abzuwehren schien.

Dennoch rief Magda mit Emphase: „Schrecklich — schrecklich!“

Der Cousin sah sie wieder eigenthümlich an und sagte gar nichts.

In diesem Moment der Verlegenheit rauschte endlich die Oberstin herein. Es wiederholte sich nun eine zweite, wenig veränderte Auflage der ersten Begrüßungsscene mit denselben Phrasen, nur daß der Besuch sichtlich an Haltung und Fassung gewann.

Während des folgenden Gespräches, welches sich um äußerliche Erlebnisse drehte, zeigte sich Raimund Stahl als feingebildeter Mann, obgleich nach Magda's Geschmack zu ernst und zu trocken. Er erklärte, ein bis zwei Tage am Orte verweilen zu wollen, und nahm eine Einladung, den Abend im Familienkreise zuzubringen, an; dann empfahl er sich.

Mutter und Tochter fanden, er sei ein „ganz netter Mensch“, nur offenbar unbeholfen im Verkehr mit Damen, aber sonst ganz annehmbar. Magda bedauerte, daß er so kurz bliebe — es hätte ihr Vergnügen gemacht, ihre Macht an ihm zu erproben. Bei Tische war er der ausschließliche Gegenstand des Gespräches. Sein Schreck, als Magda ihm den Verlobten vorstellte, war doch zu auffallend gewesen; offenbar hatte er Absichten auf ihre Hand gehabt, kein Zweifel. Vielleicht lag ihm an der Verbindung mit der weniger vermögenden, aber gesellschaft-

lich höher stehenden Familie; vielleicht hatte er Magda irgendwo gesehen oder sich in ihr Bild verliebt — genug, das Motiv seines Erscheinens im Hause war nicht länger zu verkennen. Und Magda fand das Alles höchst interessant; daß es ihr Vergnügen bereitete, ihren Hünen eifersüchtig zu machen, verrieth sie den Eltern nicht, denn von Seite des Papas wenigstens war sie sicher, ordentlich gescholten zu werden.

Lena hatte wie gewöhnlich bei Tische bedient, ohne, wie es schien, an dem Gespräche Antheil zu nehmen. Man war gewohnt an ihre geräuschlosen Dienstleistungen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern — offenbar wollte sie es nicht anders.

Am Abende erschien Raimund Stahl, ruhig, ernst, gemessen, als hätte er eine Pflicht zu erfüllen.

„Er hätte nicht für mich gepaßt,“ sagte sich Magda im Stillen, „und es ist gut, daß ich schon meinen Karl habe — wer weiß, was Papa gethan hätte!“

Lena war, wie immer, wenn Gäste anwesend waren, bis zum letzten Augenblick in der Küche beschäftigt. Erst im Speisezimmer, wo sie, ihre hohe majestätische Gestalt in ein einfaches dunkles Kleid gehüllt, an der Credenz stand, wurde der Gast ihrer ansichtig.

„Nun, da ist Ihre zweite Cousine, unsere liebe Lena!“ rief die Oberstin. „Erst jetzt kann ich sie Ihnen vorstellen, sie hat ihre „Woche“ — meine Mädchen sind streng häuslich erzogen.“

Lena's „Woche" wiederholte sich übrigens zweiundfünfzigmal im Jahre.

Raimund hatte zuerst das junge Mädchen an der Credenz flüchtig gegrüßt. Jetzt bei den Worten der Oberstin bemächtigte sich Raimund's noch einmal jene Verwirrung, die Magda gestern an ihm bemerkt hatte. Er verfärbte sich, starrte Lena wie ein Gespenst an und murmelte: „Ich wußte nicht ..."

„Sie wußten nicht, daß Sie noch eine Cousine haben?" fuhr die Oberstin mundfertig fort. „Es ist ja Magdalena Stahl, deren Vater ein Vetter des Ihren war, wie mein Mann es ist. Lena ist Waise und seit Jahren in unserem Hause. Sehen Sie, welche Ueberraschungen Ihrer gewartet haben! Doch, gehen wir zu Tische!"

„Und Beide heißen Magdalena?" frug Raimund tonlos, die erhaltene Aufforderung nicht beachtend.

„Beide heißen Magdalena nach ihrer gemeinsamen Großmutter, wir heißen sie zur Unterscheidung Magda und Lena. Komm', Lena, nimm Deinen Platz ein!"

Jetzt erst schien Raimund sich zu besinnen, daß er der neugefundenen Cousine eine Begrüßung schuldig sei; er näherte sich ihr und reichte ihr stumm die Hand. Sie legte die ihre zögernd hinein, und plötzlich fühlte sie, wie die Hand warm und fest gedrückt wurde; zugleich fühlte sie, wie gestern, den Blick des Fremden auf sich gerichtet — es war seltsam, sein Betragen, eine wunderliche Mischung von äußerer Gleichgiltigkeit und plötzlich verrathenem Gefühl.

Man ging zu Tische. Der Rittmeister sprach sehr viel und nachdrücklich von der „großartigen“ Aehnlichkeit zwischen Lena und ihrem Vetter; offenbar wollte der unermüdlich Eifersüchtige die Aufmerksamkeit des Gastes von Magda ab auf Lena lenken. Es schien ihm zu gelingen. Raimund Stahl, der wieder ruhig und gleichmüthig gestimmt war, widmete seiner Cousine Lena so viel Interesse, als irgend in seinem ernsten, gemessenen Wesen lag.

Sonst verlief der Abend ohne irgend welchen bemerkenswerthen Zwischenfall. Raimund erzählte von seinen Reisen, seinem Aufenthalte in Amerika, verrieth viel Bildung und Weltkenntniß, vermied es aber sichtlich, das Gespräch auf seine Familie und auf intim persönliche Beziehungen kommen zu lassen. Der Rittmeister fand nicht den mindesten Grund zur Eifersucht, und Raimund's Aufmerksamkeit gegen Lena hatte zur Folge, daß auch die Uebrigen sich viel mit dem „lieben Lenchen“ beschäftigten.

Als der Gast sich verabschiedete und man ihn wegen seiner Abreise befrug, erwiderte er, sein Aufenthalt in der Stadt sei von ungewisser Dauer. Zugleich bat er mit großer Bestimmtheit um die Erlaubniß, das Haus der Verwandten öfter aufsuchen zu dürfen.

„Wie sonderbar!“ meinte die Oberstin, als er gegangen war. „Heute Morgens sagte er doch, er bliebe nur zwei Tage, offenbar bleibt er nur unsertwegen da.“

„Sehr curios!“ sagte der Oberst.

„Wirklich großartig!“ meinte der Rittmeister.

Die beiden jungen Mädchen sagten nichts. Magda

war völlig überzeugt, daß der Cousin ihretwegen da blieb, vielleicht hoffte er noch immer — verlobt ist nicht verheirathet. Lena aber hörte nicht, was die Anderen sagten. Jener hatte sie beim Abschied wieder so seltsam bewegt angeblickt — nicht so, wie es Verliebte thun — wie Einer, dem etwas auf der Seele brennt, was er nicht aussprechen kann.

II.

Wochen waren vergangen und Raimund Stahl weilte noch immer in der Stadt, Niemand wußte warum. Wenn man ihn befrug, berief er sich, kurz abweisend, auf Geschäfte, doch bemerkte man nichts von diesen „Geschäften", und es war gar nicht abzusehen, worin sie bestehen sollten. Er besuchte täglich seine Verwandten, nahm jedoch keinerlei förmliche Einladung an und vermied es möglichst, mit deren Bekanntenkreis in Berührung zu kommen, ja, er hatte sogar Aufforderungen zu einfachen Mittag- oder Abendessen en famille abgelehnt. Geselligkeit als solche suchte er also nicht und, wie es schien, auch keinen engeren Anschluß an die Familie; denn trotz aller formellen Aufmerksamkeiten blieb er kühl und verschlossen, so daß der Vorsatz des Obersten, mit dem Vetter auf ein „Du" zu trinken, noch immer nicht ausgeführt war.

Der Vetter erschien bisweilen Vor-, bisweilen Nachmittags und blieb ein bis zwei Stunden. Er sprach nicht eben viel, schien gleichgiltig gestimmt, und doch konnte man deutlich bemerken, daß er scharf beobachtete.

Er sprach mit dem Obersten über Politik und verrieth amerikanisch freisinnige Ideen; er war galant gegen die Oberstin und nahm die kleinen Koketterien Magda's mit weltmännischer, doch gemessener Artigkeit auf. Der gönnerhafte Ton, welchen der Rittmeister bei aller Gutmüthigkeit gegen Civilisten von Raimund's Schlage anzunehmen pflegte, schien ihn zu belustigen, denn er entwickelte bei diesen Anlässen einen Anflug von Humor.

Und Lena? Er sprach fast gar nicht mit ihr, was Jedermann ganz natürlich fand. Was sollte man mit Lena sprechen? Sie schien sich für nichts zu interessiren, für gar nichts. Raimund hatte ihr anfangs besondere Aufmerksamkeit erwiesen, aber ihre herbe Verschlossenheit hatte sein Entgegenkommen bald lahmgelegt. Sie nahm in der That so wenig Antheil an den gewöhnlichen Gesprächen, daß es unmöglich schien, sie ihrer Zurückgezogenheit zu entrücken.

Also hantirte sie wie gewöhnlich an der Credenz und reichte mit ihrer majestätischen Grazie Teller und Tassen umher, die schönen, dunklen Augen mit den Lidern bedeckt, bisweilen ins Leere, Ungewisse aufblickend. Raimund beobachtete sie scharf, aber die Anderen waren selbst zu wenig scharfsinnige Beobachter, um diesen Umstand zu würdigen.

Die Tante schalt bisweilen, wenn Raimund gegangen war: „Du bist unausstehlich! Wenn ein so distinguirter Mann wie Dein Vetter freundlich gegen Dich ist, so hast Du auch freundlich zu sein; es ist eine Ehre für Dich.

Aber Du spielst wieder einmal die Märtyrerin, das Aschenbrödel!"

„Ich kann nicht anders sein, als ich bin," erwiderte Lena, „es ist nun einmal meine Natur so. Ich bitte Dich, Tante, ärgere Dich nicht und gib Dir keine Mühe weiter, mich zu ändern." Auf alle weiteren Vorstellungen schwieg sie hartnäckig.

Die Oberstin fühlte sich gedrängt, Lena's Wesen einmal auch gegen Raimund zu entschuldigen. „Es ist schrecklich mit diesem Mädchen," sagte sie, „ihr verdrossenes Temperament ist nicht zu ändern; alle Liebe und Güte prallt machtlos an diesem mürrischen Wesen ab. Ein Bischen beschränkt ist sie auch, wir haben sie mit Magda zusammen und ganz gleich erzogen — und wie liebenswürdig ist Magda! Ich muß es schon sagen, obgleich sie meine Tochter ist — es ist ja wahr!"

„Mir gefällt Lena ganz gut, wie sie ist," erwiderte Raimund, „ich glaube, sie ist mir ähnlich; es muß ein Familienzug sein, den wir gemeinsam haben."

Damit war der Gegenstand abgethan. Raimund nahm sich der armen Cousine an; das war „romantisch" von ihm, wie Magda meinte.

Warum aber war Raimund gekommen und warum verweilte er so lange? Diese Frage war und blieb ungelöst. Die Familie des Obersten war zu Grübeleien und Combinationen wenig geneigt, also ließ man die Dinge eben gehen, wie sie gingen. Die Oberstin erzählte, der Vetter sei direct aus Amerika gekommen, um die Gunst

und Freundschaft der Verwandten zu suchen, und wenn man meinte, er hätte es jedenfalls auf Fräulein Magda abgesehen, so widersprach sie nicht.

Lena wußte ebensowenig etwas, wie die Anderen. Raimund sprach selten mit ihr, aber dann in herzlichster und achtungsvollster Weise; er pflegte ihr besonders warm die Hand zu drücken und sie so durchdringend anzusehen, wie damals, als er das erstemal kam und sie am Wäscheschrank stand. Lena war, ohne ihn näher zu kennen, überzeugt, daß er ein guter, edler Mensch sei, dem sie wegen ihrer Armuth nicht weniger galt, als Magda oder sonst eine glücklicher situirte Persönlichkeit.

Es war wieder an einem schönen Frühlings-Nachmittage, da Lena wegen kleinerer Reparaturen an der Wäsche hatte zu Hause bleiben müssen, während die Anderen auf einem längeren Spaziergange begriffen waren. Sie saß in ihrem Zimmerchen, einen Berg von Weißwäsche vor sich, als das Mädchen eintrat und meldete, Herr Stahl sei da und möchte Fräulein Lena dringend sprechen.

Lena erhob sich, schüttelte die weißen Fädchen von der Näharbeit sorgsam von ihrem dunklen Hauskleide ab und ging in das Vorzimmer. Raimund stand erwartungsvoll da und grüßte sie mit Achtung, ja Ehrfurcht, wie er es immer gethan.

„Es ist Niemand zu Hause," sagte sie in ihrer ruhigen, unbefangenen Weise, „Alle sind spazieren gegangen, nur ich . . ."

„Ich sah das voraus," unterbrach er sie; „eben darum kam ich, denn ich wollte mit Ihnen sprechen, Lena."

Sie sah ganz verwundert auf. „Mit mir? So treten Sie näher."

„In Ihr Zimmer — ja? Ich bitte!" sagte er.

„Wenn Sie es wünschen, aber Sie werden sich da nicht wohl fühlen" — und als wollte sie der Bemerkung die Spitze abbrechen, fügte sie hinzu: „An solche bescheidene Räume muß man gewohnt sein, um sich wohl darin zu fühlen."

Sie betraten das kleine Zimmerchen; es war in musterhafter Ordnung, aber auffallend schmucklos, fast nüchtern. Lena hatte kaum jemals einen Besuch hier empfangen, geschweige einen Herrenbesuch.

Raimund nahm auf einem Sessel nächst dem Nähtischchen Platz, und Lena griff wieder nach der Näharbeit, welche sie vorhin weggelegt hatte.

„Mein Aufenthalt hier neigt sich nun rasch zu Ende," sagte Raimund, da Lena durchaus keine Anstalt traf, den Grund seines Kommens zu erforschen. „Ich habe heute Nachrichten von daheim, aus meinem Geschäfte erhalten, welche mich dringend fortrufen."

Lena hatte plötzlich ihre Arbeit sinken lassen und blickte mit ihren großen dunklen Augen erschrocken und fragend nach dem Vetter. Er gewahrte es und das Blut stieg ihm in die Wange.

„Meine Abwesenheit von Hause hat ohnehin schon unentschuldbar lange gedauert, jetzt eben nach dem Tode

des Vaters, wo so viele neue Pflichten meiner harrten — nun muß es also sein, daß ich scheide."

Er sprach das Letztere einigermaßen bewegt aus, und das war wieder recht seltsam, da seine Beziehung zum Hause doch eine ganz förmliche und äußerliche geblieben war.

„Das Alles ist ja ganz natürlich," erwiderte Lena etwas beklommen, und zögernd setzte sie hinzu: „Meine Verwandten haben sich ohnehin verwundert, daß Sie so lange von Ihrem Geschäfte fern blieben."

„Und Sie nicht, Lena?" sagte er mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

„Ich?" erwiderte sie mit gesenkten Wimpern. „Ich bin so sehr gewohnt, ganz für mich zu leben, man befragt mich selten um meine Meinung, so bilde ich mir auch nicht immer eine. Aber, wenn Sie es hören wollen, Cousin — gewiß, es thut mir leid, daß Sie gehen und daß wir uns — wohl nicht leicht wieder begegnen werden."

„Ich danke Ihnen, Lena," sagte er wie mit einem Seufzer der Erleichterung. „Nun will ich Ihnen auch das Motiv meines Kommens sagen — Ihnen allein! Ich kam, um Sie zu sehen — Sie kennen zu lernen."

Sie blickte mit unverhohlener Verwunderung auf. „Mich — wie soll ich das verstehen? Sie schienen ja an jenem ersten Abende nichts von meiner Existenz zu wissen."

„Ich wußte nichts Genaues von der Ihrer Cousine, hielt diese für Sie, denn man hatte mir gesagt, der Oberst hätte Sie an Kindesstatt angenommen, Namen und Alter

Magda's waren mir unbekannt. Ja, ich kam, um Sie zu sehen, Lena!"

„Ich verstehe noch immer nicht," sprach sie leise.

„Gewiß, ich muß Ihnen das erkären. Daß ich ehrlich bin, davon sind Sie überzeugt, ich weiß es. Mein verstorbener Vater, den ich, wie Sie wissen, vor seinem Tode nicht mehr sprechen konnte, hinterließ mir eine Art Vermächtniß — einen brieflichen Abschied, der mir um so heiliger ist, als wir nicht immer so vertraut und herzlich mit einander lebten, wie es zwischen Kind und Vater natürlich ist. Mein Vater bat mich, der verwaisten Magdalena, seiner Nichte, die er seit deren Kindheit nicht gesehen hatte, mich anzunehmen, mich um ihr Schicksal zu bekümmern, ihr ein Bruder zu sein, wenn dies von Werth für sie wäre. Er selbst hatte immer die Pflicht gefühlt, für dieses verwaiste Kind, das ihm ebenso nahe stand als dem Obersten, etwas zu thun; Geschäfte, Lässigkeit, Mißmuth, angeborne Verschlossenheit, schließlich eine schleppende Krankheit, die seinen Tod herbeiführte — das Alles hielt ihn ab, seinen Vorsatz auszuführen. Aber der Gedanke an dieses verwaiste Kind blieb bei ihm bis zum Tode. Er hinterließ mir diese unerfüllt gebliebene Pflicht, und so, Lena, bin ich gekommen. Ich bitte Sie, nicht zu denken, daß ich nur kam, um den Wunsch meines Vaters zu erfüllen" — Raimund's Stimme wurde jetzt immer bewegter — „ich kam zugleich aus innerem Antriebe! Ich stehe so ganz allein im Leben, und es wäre beglückend für mich, wenn ich irgend eine That brüderlicher Liebe

für Sie thun könnte. Ich bin verwaist, wie Sie — bin vielleicht noch viel verwaister, und so frevelhaft es klingen mag — auch ich bin es von früher Kindheit. Meine Mutter starb früh, kaum daß ich mich ihrer entsinnen kann; mein Vater mag mich in seiner Weise geliebt haben, aber gefühlt habe ich wenig davon. Ich wurde in einem Pensionat erzogen, ich sah ihn nur aus dem feierlichen Anlaß des Semestralabschlusses, wo ich ihm meine Zeugnisse vorlegte, mein Taschengeld verrechnete, eine streng gemessene Belehrung von ihm entgegennahm. Geschwister hatte ich nie, Freunde auch nicht ..." Seine Stimme war mehr und mehr erloschen, jetzt brach er ab. „Genug, Lena — ich wollte nur den Eindruck in Ihnen verwischen, daß ich so als eine Art Wohlthäter oder rettender Engel zu Ihnen käme, während ich nichts weiter bin, als eine Art — Unglücksgefährte!" Er reichte ihr die Hand hin.

Sie hatte ihm mit gesenkten Wimpern und hochrothen Wangen zugehört. Jetzt legte sie ihre Hand in die seine und ließ sie darin ruhen; aber sie hob den Blick nicht, die Flickarbeit war zur Erde gesunken, ohne daß Eines von Ihnen es gewahrte. Lena schien tief erregt.

„Verzeihen Sie, daß ich so lange zögere, Ihnen zu antworten," sagte sie endlich mit unsicherer Stimme, „mir ist wie Einem, der aus langer, tiefer Dunkelheit plötzlich ins Licht hinaustritt — es blendet ihn — er sieht anfangs gar nicht. Ich war immer einsam und ganz auf mich gestellt — kaum kann ich von mir selbst sprechen, so ungewohnt ist mir dies."

Sie sah nicht, daß seine Blicke mit tiefstem Mitleid, mit unermeßlichem Weh auf ihr ruhten, daß seine Lippen schmerzlich zuckten — vielleicht war es gut, daß sie es nicht sah.

„Sprechen Sie dennoch von sich," sagte er weich und bittend; „überwinden Sie sich, lassen Sie mich nicht umsonst gekommen sein! Sagen Sie, daß Sie mir vertrauen können, vertrauen wollen!"

„Das kann ich, das will ich gewiß!" sagte sie herzlich.

„So sprechen Sie, Lena — sprechen Sie nur — über Ihre Lage, Sie können, Sie werden nicht in derselben verharren!" Da Lena eine ablehnende Geberde machte, fuhr er fort: „Sie wollen nicht von jenen sprechen, welche Ihnen zwar ein Heim, aber ein glück- und liebeleeres Heim geboten — gut, sprechen wir nicht von ihnen. Aber Sie werden nicht immer in der Dienstbarkeit bleiben, Lena, die Natur hat deutlich auf ihr Antlitz geschrieben, daß Sie zu einem besseren, schöneren Lose bestimmt sind."

Lena unterbrach ihn. „Ich beklage mich nicht, beklagen Sie mich auch nicht. Ich bin arm, blutarm, meine Eltern sind gänzlich vermögenslos gestorben. Ich leide, wie alle Armen leiden müssen; ich arbeite um mein Brod, ich diene. Ich bin nicht thöricht, ich sehe die Dinge, wie sie sind. Stünde ich allein im Leben, ich würde nicht immer meine Dienstbarkeit fühlen, aber dafür würden tausend andere Demüthigungen meiner harren. Meine Verwandten sind nicht böse, sie sind nur gewöhnliche Naturen, sie sind anders als ich; daß ich darunter leide,

dafür können sie nicht. Uebrigens, dies Alles hat auch sein Gutes. Die Menschen um mich nehmen die Dinge ganz äußerlich, sie kümmern sich nicht um mein Sein und Wesen. Schließlich lebe ich nach meiner Weise, nachdem ich meine kleinen Pflichten erfüllt habe."

Sie blickte immer vor sich hin und gewahrte wiederum nicht, wie sein bewundernder Blick an ihrem Antlitz hing.

„Aber die Zukunft — dachten Sie nie an diese, Lena?" frug er leise.

„Gewiß, dachte ich daran. Ich spare mein Taschengeld, eine kleine Aussteuer von Möbeln und Hausgeräthen ist noch von meiner Mutter da. Ich dachte, mit der Zeit für mich zu leben — allein!"

„Allein, ganz allein?" frug er in seltsamem Tone.

„Gewiß, ganz allein!" erwiderte sie ruhig. „Das wäre ganz meine Neigung."

„Aber es ist unnatürlich, Lena. Gestatten Sie mir noch dies eine freie Wort, Lena: Haben Sie nie eine Herzensneigung empfunden?"

„Nein," erwiderte sie ebenso ruhig, „glücklicherweise nein; denn das würde kaum gut enden, ich habe nicht die Gabe, zu beglücken. Aber ich habe an diesen unwahrscheinlichen Fall noch kaum gedacht."

Er athmete wie erleichtert auf, sie beachtete das offenbar nicht; sie hatte wieder ihre Näharbeit aufgenommen, als wäre die Sache abgethan. Er schwieg eine kleine Weile, dann sagte er mit hörbar bebender Stimme:

„Ich kann Sie nicht in dieser trostlosen Lage hier lassen, Lena!“

Jetzt erst gewahrte sie seine große Erregung und blickte erstaunt auf. „Sie haben ein sehr mitfühlendes Herz, wie ich sehe,“ sagte sie ein wenig kühl, „aber Sie machen sich meinetwegen zu viel Kummer. Ich leide nicht mehr, als Millionen meinesgleichen; wenn Sie wollen, bin ich zufrieden. Ich sehne mich weder nach Putz und Luxus, noch nach rauschenden Vergnügungen, oder nach sonst Etwas, was nur mit Geld zu erkaufen ist, sondern nur nach Unabhängigkeit, und ich werde sie mir erringen.“

„Wollen Sie dabei meine Hilfe annehmen?“

Sie sah auf und erwiderte klar und ruhig: „Nein; ich fühle mich stark genug, um diese einfache Sache allein zu Ende zu führen. Oder meinen Sie materielle Unterstützung? Ich würde sie dankend zurückweisen. Sie sind mir nicht so nahe verwandt, um verpflichtet zu sein, mich zu unterstützen; so wäre es nur eine neue Demüthigung für mich, eine peinliche Empfindung.“

Er war blutroth geworden und dann sehr blaß. Sie gewahrte es und wurde jetzt selbst verwirrt.

„Lena,“ stammelte er, „weisen Sie mich nicht zurück!“

„Was soll ich sagen?“ rief sie erregt. „Ihr großmüthiges Herz reißt Sie hin! Ich danke — danke Ihnen! Sie sind ein guter, edler Mensch, doch begreife ich nicht, warum Sie durchaus in mein Schicksal eingreifen wollen.“

„Ich will es — ja, ich will es!“ sprach er feierlich.

„Seien Sie nicht vermessen!“ sagte das junge

Mädchen ernst. „Im Falle der Noth würde ich mich gewiß an Sie wenden, denn Sie sind mein erster und einziger Freund; aber doch nur im Falle der Noth — muß dieser denn eintreten?"

Er seufzte. „Also nur im Falle der Noth?" sagte er beklommen. „Sonst soll kein Raum für mich sein in Ihrem Leben?"

Sie zögerte mit der Antwort und blickte vor sich hin.

„Verzeihen Sie mir," sagte sie dann, „es scheint Ihnen, als wüßte ich das kostbare Geschenk Ihrer Freundschaft nicht zu schätzen. Lassen Sie mich aufrichtig sein, selbst bis zur Rücksichtslosigkeit: ich weiß das kostbare Geschenk zu schätzen, aber nicht gleich, was damit beginnen. Ich wiederhole Ihnen, ich war immer einsam, und bin nicht gewohnt, zu klagen, mein Inneres zu erschließen. Noch weniger könnte ich Ihre Großmuth annehmen, irgend eine Hilfe, welche mich in eine neue Art von Abhängigkeit stürzen würde — in eine innere Abhängigkeit, während ich jetzt nur äußerlich abhängig bin. Lassen Sie mir also Zeit, mich an das neugefundene Glück, einen Freund zu besitzen, zu gewöhnen, es nicht nur schätzen, auch empfinden zu lernen." Sie blickte bittend zu ihm hin.

„Und so soll ich abreisen?" frug er erregt.

„Gewiß sollen Sie das . . ." sagte sie und verstummte plötzlich.

„Das kann ich nicht," erwiderte er jetzt fest; „das letzte Wort zwischen uns ist noch nicht gesprochen."

Sie sah ihn fragend an. Beide schwiegen — sie

fühlten ein Etwas zwischen sich, das noch nicht ausgesprochen war, aber Lena hatte nicht den Muth, weiter zu fragen — und da — schellte es! Die Anderen kehrten von ihrem Spaziergang nach Hause. Die Oberstin war sichtlich betreten, Raimund aus Lena's Zimmer kommen zu sehen.

„Was ist das, Lena?" fragte sie scharf. „Warum hast Du den Gast nicht in den Salon geführt? Obgleich Herr Stahl Dein Vetter ist, durftest Du ihn doch nicht in Dein Zimmer führen."

Lena gab keine Antwort.

„Ich bat ausdrücklich darum, gnädige Frau," sagte Raimund sehr nachdrücklich, „und bitte daher, meiner Base keine weiteren Vorwürfe zu machen." Und dann blickte er bedeutsam zu Lena hinüber, als wollte er fragen: „Und in dieser Lage willst Du bleiben?"

Sie senkte das stolze Haupt.

Nachdem Raimund seinen Verwandten seine demnächst bevorstehende Abreise angekündigt und eine Einladung, den Abend in der Familie zuzubringen, abgelehnt hatte, ging er.

Von Neuem warf man die Frage auf: Warum ist er gekommen? Lena schwieg wie immer.

Zu ihrer Ueberraschung brachte ihr am folgenden Tage ein Hoteldiener einen Brief von Raimund. Es war Morgens früh, während die Anderen ihre Schlafzimmer noch nicht verlassen hatten. Sie hatte seine Handschrift noch nicht gesehen, die großen, festen Buchstaben kamen

ihr zum erstenmal vor die Augen, dennoch wußte sie sofort, daß der Brief nur von ihm herrühren konnte. Wer sonst möchte an sie schreiben? Das unruhige Pochen ihres Herzens sagte ihr deutlich, daß der Brief von Raimund herrührte. Was konnte er noch von ihr wollen? Es war seltsam, unerklärlich.

Endlich öffnete sie das Couvert und las:

„Theuerste Lena!

Sie haben gestern selbst gefühlt, daß ich nicht Alles sagte, was mir am Herzen lag — nicht wahr, Sie fühlten das? Diesen Abend, diese Nacht hindurch habe ich Alles bedacht, erwogen, was eben gestern ungesprochen blieb, und ich spreche heute zu Ihnen, wie ich nicht anders kann.

Ich bin ein ernster, vielleicht nüchterner Mann, in dessen Leben für Träume niemals Raum war; nur Positives, Thatsächliches hat bisher bestimmend eingewirkt. Wenn ich heute fühle, daß die Hand des Schicksals mich zu Ihnen führte, daß ich so handeln muß, wie ich handle, so mögen Sie überzeugt sein, daß dies keine thörichte, vergängliche Regung meines Herzens ist. Ich bitte Sie, Lena, bitte um nichts Geringeres, als mein Los zu theilen, mein und Ihr Geschick zu vereinen — ich bitte Sie — mein Weib zu werden.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich nicht länger, nicht eindringlicher, nicht demüthiger um Ihre Liebe geworben — das ist eben meine Art nicht. Ich bin ein schlichter, ehrlicher Mensch, und sage Ihnen mit dem einen bündigen Wort mehr, als ein anderer mit tausend Worten. Was ich Ihnen biete, ist nichts Glanzvolles, aber es ist echt — ein redliches, pflichtgetreues Herz — eine gerade Gesinnung, eine bürgerliche, aber gesicherte und ehrenwerthe Existenz.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie genug Sympathie für mich zu fühlen vermögen, um mir zu glauben, mir

zu vertrauen. Es wird mir dann hoffentlich gelingen, wozu jetzt die Zeit noch zu kurz war — Ihre Neigung zu gewinnen. Ich bitte, ich beschwöre Sie, Lena, sagen Sie nicht Nein! Wir sind für einander bestimmt, Bande des Blutes, Aehnlichkeit des Charakters nähern uns einander, dann das gemeinsame Schicksal der Vereinsamung. Warum sollten wir uns, Jedes für sich, allein durch's Leben schlagen? Seit ich Sie gesehen, Lena, weiß ich, daß Sie es sind, welche bestimmt ist, den Fluch der Einsamkeit von mir zu nehmen. Ich will Ihnen nach bestem Wissen und Gewissen alles Glück bereiten, welches in meiner Macht liegt.

Heute Nachmittags, da ich hoffe, Sie allein zu treffen, werde ich mir Ihre Antwort holen. Bis dahin Ihr Ihnen mit ganzer Seele ergebener Raimund Stahl."

Aber Lena wollte den Nachmittag nicht abwarten — er sollte, er mußte gleich wissen, welche Antwort ihr Herz dictirte. Und mit glühenden Wangen schrieb sie:

„Lieber Vetter!

Ihre Worte haben mein innerstes Empfinden getroffen, aber was ich fühle, ist nicht das Gefühl der Braut, welche sich sagt: Der ist es, dem ich angehören muß! — Ich begreife Ihren Hochsinn, begreife die ganze, edle Täuschung Ihres Herzens — aber es ist eben eine Täuschung! Sie bemitleiden mich, und da Sie frei sind und sich vereinsamt fühlen, wollen Sie mich erlösen, indem Sie mich — zu Ihrer Frau machen. Aber man heirathet nicht aus Mitleid und läßt sich auch aus Mitleid nicht heirathen. Wir würden Beide dabei nicht glücklich werden — ich — verzeihen Sie mir dieses Wort — am wenigsten. Also kein Wort mehr davon. Bleiben Sie ein Freund, ein Bruder für Ihre Lena."

Sie sandte den Brief durch einen Stadtboten ab, eben, als die Tante ins Frühstückzimmer kam. Der Kaffee

war fertig, wie immer, Lena hatte ihn zwischen der Entscheidung ihres Geschickes bereitet. Daß ihre Wangen glühten, beachtete Niemand.

Von dem Vetter sprach man nicht, nur als Tante und Cousine sich Nachmittags zum Ausgehen rüsteten, gab die Tante die Weisung: „Wenn Raimund kommen sollte, so fordere ihn in meinem Namen auf, den Abend bei uns zuzubringen. Er reist ja morgen ab, wie ich glaube.“

„Ja, er reist morgen ab,“ wiederholte Lena.

Das junge Mädchen war allein, sie hatte dringende Hausarbeiten vorgeschützt, als die Tante sie aufforderte, am Spaziergange theilzunehmen. Vielleicht kam Raimund doch, trotz ihrer Antwort; obgleich der Gedanke an ihn und an seinen Antrag ihr das Blut in die Wangen jagte, so sagte ihr doch eine innere Stimme, daß sie ihm Dank und Güte schulde; daß ihre Worte ihn nicht für immer aus ihrem Leben verbannt hätten; daß — noch nicht Alles zu Ende sei! Unsinniger Gedanke — es war, es mußte zu Ende sein!

Lena saß am Fenster ihres Stübchens und starrte auf die graue Feuermauer gegenüber. Ein Theil der Flickarbeit von gestern lag auf dem Nähtischchen vor ihr noch aufgestapelt, aber sie rührte nicht daran, obgleich sie vorhin der Tante versichert, das Alles müßte noch heute beendigt werden, weil man morgen plätte. Klar und ehrlich, wie sie war, gestand sie sich jetzt, daß heute den ganzen Tag ein heimlicher Wunsch in ihr sich regte: es

möchte nicht zu Ende sein — Raimund besteht auf seinem Wunsch, versichert ... — nein, fort mit diesem Gedanken! Sie bemühte sich jetzt, ihn zu verscheuchen. Niemals konnte sie „Ja“ sagen — niemals, niemals als Bettlerin in das Haus des Reichen kommen, der sich den Luxus gestatten wollte, aus Mitleid eine blutarme Frau zu nehmen. Nur dann, wenn er sie liebte, stand sie ihm gleich; wenn er sie liebte, dann war ihre Liebe, ihr Besitz mehr, tausendmal mehr werth, als sein Geld! Aber — liebte er sie? Wie sonderbar — heiß und kalt, süß und schrecklich — es sie bei dieser Frage durchschauerte!

Lena konnte die Ueberzeugung nicht gewinnen, daß Raimund sie liebe. „Gewiß liebt er mich nicht,“ sagte sie sich; „er braucht eine Frau für sein Haus, und es gefiele ihm, das ärmste Aschenbrödel zu beglücken. Der sterbende Vater hatte es vielleicht gewünscht. Nein — er liebt mich nicht!“ Und plötzlich fühlte sie sich ganz stark; wenn Raimund käme, wie klar und fest würde sie ihr Nein wiederholen!

Wie thöricht, auch nur eine Secunde zu wähnen, für sie blühe ein Liebesglück! Sie ist zur Einsamkeit bestimmt, und einsam wird sie bleiben, sie fühlt sich stark genug dazu.

Und da schellt es draußen — ihr Herz beginnt unsinnig zu pochen, und sie dünkt sich doch ganz ruhig. Gewiß, es ist Raimund; das ist sein Tritt, seine Stimme, er fragt nach ihr — jetzt pocht es an ihre Thür — da

ist er — er tritt ein, bevor sie „Herein“ sagte, eilt auf sie zu, faßt ihre Hände.

„Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?“ frug sie mit schwacher Stimme.

„Ja — nein — ich will ihn nicht erhalten haben — ich wollte mir die Antwort selbst holen, und da bin ich.“

Es war eine warme, frohe Entschiedenheit in seinem Wesen, die sein ernstes, bärtiges Gesicht förmlich durchleuchtete. Er sah ihr fest ins Auge, wie damals, als sie sich zum erstenmal in dem halbdunklen Vorzimmer begegneten.

„Lena — sind Sie mir abgeneigt? Ja oder nein!“

Sie senkte den Blick und vermochte nicht, zu antworten.

„Ja oder nein!“ drängte er; er hielt ihre Hände fest, sie konnte ihm nicht entrinnen.

„Nein,“ sagte sie leise.

„Und Ihr Herz ist frei, Lena, gehört keinem Anderen?“

„Nein,“ sagte sie noch leiser.

„Dann — dann lasse ich Dich nicht!“ rief er stürmisch. „Sträube Dich nicht länger — wirf alle Bedenken von Dir — ich bitte, ich beschwöre Dich!“ Er zog sie sanft an seine Brust.

Sie versuchte, sich loszumachen. „Es kann nicht sein — es darf nicht sein!“ rief sie, wie in Angst vor jenem mächtig hervorbrechenden Willen.

„Es kann sein — es soll sein!“ entgegnete er und zog sie fester an sich. „Sträube Dich nicht, hier ist Dein

Platz, Lena! Ich will Dich lieben und schirmen und nichts wird Dich von mir trennen! Du gehörst mir, bist mein für immer! Gönne mir doch die Freude, Dich zu entschädigen für Alles, was Du gelitten und entbehrt hast! Gönne es mir, den Sonnenschein in Dein Leben zu bringen — doch, was frage ich noch — Du mußt mir dieses Glück gönnen, denn ich lasse Dich nicht!"

Sie sträubte sich wirklich nicht länger, sie ruhte wirklich an seiner Brust; ein Gefühl süßer, sonderbarer Ohnmacht war über sie gekommen. Alles, was früher ihr Leben ausgemacht: ihre stolze Hoffnungslosigkeit, ihre selbstgenügende Einsamkeit — versank hinter ihr in Nichts. Etwas ganz Neues, Ungeahntes brach über sie herein, das sie vorher kaum dem Namen nach gekannt — etwas Wunderbares, Unbegreifliches — sie konnte ihm nicht widerstehen.

Doch flüsterte sie: „Du ängstigst mich — ich habe Dir nichts zu geben!"

„Thörichtes Mädchen," sagte er gütig, „Du gibst Dich mir selbst; ahnst Du, fühlst Du nicht, wie glücklich Du mich machst?"

Er küßte ihr Haar, ihre Stirn, ihre Lippen mit scheuer, keuscher Zärtlichkeit. Ein unaussprechliches Wonnegefühl durchrieselte sie: so an einer treuen Brust ruhen, so sicher, so fest — ein liebevolles Antlitz, ein zärtliches Auge über sich — das ist so schön, so ganz unirdisch schön!

Thränen stürzten aus ihren Augen, Thränen der

Freude, und heißer, heißer, viel heißer als er gegeben, erwiderte sie seinen Kuß.

„Du hast Recht, Raimund — es sollte so sein — ich gehöre Dir!“

Sie, die Kluge, Verständige, hatte alle Besinnung und Selbstbeherrschung verloren; sie hörte kaum, was er ihr noch Alles sagte über ihre nichtgemeinsame Vergangenheit, ihre gemeinsame Zukunft; sie hörte es kaum, obgleich jedes Wort Güte, Liebe und Sorge für sie war. Es war Alles zu schön, zu wunderbar — es war wie ein Sturm, wie eine Fluth — es riß sie hilflos mit. Gestern noch das arme, verlassene Aschenbrödel, in dessen Leben kein Strahl der Hoffnung, des Glückes fällt — heute geliebt, beglückt, frei, stolz — die Braut eines Mannes wie Raimund! Ihr schwindelte, sie athmete schwer, kaum vermochte sie, ein Wort hervorzubringen; sie suchte sich selbst wiederzufinden in dieser neuen, märchenhaften Welt des Glückes, und sie konnte es nicht!

Die Anderen kamen von ihrem Spaziergange nach Hause. Man hörte die Tante draußen keifen, denn das Dienstmädchen hatte verrathen, daß Raimund wieder in Lena's Zimmer sei.

Da trat Raimund, Lena am Arme führend, aus dem Kämmerchen; seine frohe, stolze Miene verrieth schon die Botschaft, die er seinen Verwandten zu verkünden hatte.

„Lena ist meine Braut!“

Für einen Unbetheiligten wäre es belustigend gewesen, die Wirkung dieser überraschenden Kunde zu beobachten:

das Staunen — die plötzlich hervorbrechende Zärtlichkeit für Lena — der durchschimmernde Neid der Tante, denn Lena machte ja doch im Grunde die bessere Partie — das bescheidene Lob, das sie ihren eigenen Verdiensten um Lena's Erziehung zollte; aber Raimund und Lena beachteten das Alles nicht. Raimund blieb dabei, daß er morgen abreisen müsse; eine Verlobungsfeier, welche die Oberstin wünschte, lehnte er ab, das wäre weder nach seinem, noch nach Lena's Geschmack. Er sagte dies mit einer Sicherheit, als ob er Lena schon seit Jahren kennen würde. Aber dafür wünschte er die Hochzeit so bald als möglich, er drang darauf mit der Hast und Ungeduld eines glühend Verliebten.

Die Tante floß plötzlich von mütterlicher Sorge um Lena über, sie wollte ihr die Aussteuer besorgen. Raimund lehnte Alles kurz und entschieden ab. Er wollte Lena — Lena so wie sie war — und so bald als möglich! Magda warf einen vorwurfsvollen Blick nach ihrem Rittmeister; er war trotz seiner Eifersucht weder so stürmisch, noch so uneigennützig gewesen. Magda seufzte leise; am Ende hatte das Alles doch ihr gegolten und war nur Lena in den Schoß gefallen, weil sie, Magda, nicht mehr frei war. Sie gönnte es Lena, aber sie konnte es sich nicht anders vorstellen, denn von Klein auf war Lena doch ein Nichts neben ihr gewesen, das Keiner beachtete; man hatte immer gefunden, daß Lena nicht hübsch und langweilig war. „Sie wird uns immer zur Last fallen,“ hatte die Oberstin oft geseufzt, „wir werden keinen Mann für sie finden!“

Nun war der Mann auf einmal da, und ohne Zuthun der Pflege-Eltern. Magda sagte sich auch in dieser Stunde, daß Lena wirklich nicht häßlich sei, wie Mama so oft behauptet hatte, sondern mit ihren dunklen Augen interessant aussehe; sie beschloß, mit einer kleinen Reue über verschiedene Lieblosigkeiten, Lena von nun ab wirklich wie eine Schwester zu lieben.

Die Oberstin schien denselben Gedanken zu haben, Lena von nun ab wirklich als Tochter zu halten, denn sie schlug eine Doppelhochzeit vor, worauf Raimund, nachdem er einen Blick des Einverständnisses mit Lena gewechselt, einging; dieselbe sollte nach sechs Wochen gefeiert werden.

Am folgenden Tage reiste Raimund ab, ein ganz anderer Mann, als er gekommen. Es schien, als wäre ein unsichtbarer Bann von ihm genommen; alles Seltsame, Düstere, Verschlossene seines Wesens war verschwunden; sein Gesichtsausdruck war ganz verändert, war offen, froh, theilnehmend.

„Welch ein glücklicher Bräutigam!" sagte Magda. „Und ein schöner Mann ist er auch! Anfangs fiel mir dies nicht so sehr auf. Lena, Lena!" Und sie umarmte dieselbe zärtlich.

III.

Raimund war während der kurzen Brautzeit einmal gekommen, um Lena zu besuchen, und blieb nur zwei Tage. Er war durch sein lange vernachlässigtes Geschäft

in Anspruch genommen, schien auch für die Adoptivfamilie seiner Braut wenig Sympathie zu haben. Mindestens sagte und schrieb er Lena: „Alles, was wir auf dem Herzen haben, sparen wir uns auf, bis wir ganz allein miteinander sind.“ Trotzdem schrieb er ausführlich und häufig; er hatte unaufgefordert Lena eine kleine Biographie gesendet, einen kurzen Abriß seiner inneren und äußeren Geschichte.

„Du kanntest mich noch so wenig, als Du Deine Hand in die meine legtest,“ schrieb er; „ich weiß, daß ich im Stande bin, Dein Vertrauen zu rechtfertigen, dennoch sollst Du wissen, was zu wissen Dir ziemt.“ Und so hatte er ihr auch von seiner „ersten Liebe“ erzählt; sie galt einer jungen Amerikanerin, die Lena recht unähnlich gewesen sein mußte, denn Raimund schilderte sie als überaus heiter, lebhaft, kokett.

„Ihre Art fesselte mich, ihre Schönheit bezauberte mich, sie zeigte sich mir geneigt, und dennoch blieb immer etwas Fremdes zwischen uns, ein innerer Unterschied, wie ein unlöslicher Bodensatz in einem Glase krystallheller Flüssigkeit. Es fehlte die Seelenverwandschaft zwischen uns, ohne welche ich mir eine echte Neigung nicht denken kann. Ich habe diese Seelenverwandtschaft zu Dir, Lena, von Anfang an gefühlt, bevor wir noch hundert Worte gewechselt hatten.“

Lena fühlte sich sehr beglückt durch diesen Brief, der eine andere Braut vielleicht beunruhigt hätte. Denn seit Raimund abwesend war, und sie so viel Zeit hatte, über

dieses plötzlich vom Himmel auf sie niederthauende Glück nachzudenken, da konnte sie dessen nicht recht froh werden. Immer nagte ein kleiner verborgener Wurm, der Wurm des Zweifels, an demselben: „Raimund liebt Dich nicht! Er heirathet Dich aus Mitleid, aus Gehorsam gegen einen Wunsch des sterbenden Vaters, aus Groll gegen eine Andere.“

Es war ja so plötzlich gekommen, so ganz unvermittelt! „Ich lasse Dich nicht — ich will Dich glücklich machen,“ hatte er immer und immer wieder gesagt, aber nicht ein einzigesmal: „Ich liebe Dich — ich kann nicht sein ohne Dich — Du bist es, der mein Herz entgegenschlägt!“ Oder hatte er es doch gesagt? Ja, ja doch; aber nicht so, wie man derlei sagen muß, nicht so, wie ein lebendiger Quell aus dem Fels hervorbricht, weil er muß! — Und dann widerlegte sie sich wieder selbst: ein Mann wie Raimund, klug, verständig, besonnen, heirathet nicht aus einer momentanen Regung des Mitleids, des Grolles gegen eine Andere. Und sein Vater — weßhalb hätte er diese Heirath wünschen sollen? Gewiß wünschte er, wie alle Eltern in seiner Lage, eine wohlhabende Braut für seinen Sohn. Daß Raimund so gesprochen und nicht anders, lag in seinem Wesen, in seiner Art. Er war kein überschwänglicher Jüngling, welcher der Geliebten mit der Betheuerung: „Ich liebe Dich!“ zu Füßen sinkt.

So beruhigte sich Lena, bis in der nächsten Stunde der Wurm wieder zu nagen begann: „Er liebt Dich nicht!“

Woher dieser Zweifel, diese Angst? „Ich habe zu wenig Selbstbewußtsein," sagte sie sich dann. „Niemand liebte mich noch, und so dachte ich, ich sei nicht liebens-, nicht begehrenswerth. Aber schlägt nicht für jedes Weib einmal die gesegnete Stunde, wo es geliebt und begehrt wird? Meine Stunde hat eben geschlagen!" Wieder fühlte sie sich beruhigt, bis der Wurm von Neuem zu nagen begann.

Da kam jener Brief Raimund's. Also er hatte sie gewählt, weil er sich ihrer Natur verwandt fühlte — und wie Recht hatte er! Er hatte ein Weib geliebt, das nicht von seiner Art war, und nicht gewünscht, es für immer zu besitzen. O, wie Recht hatte er! Auch sie hätte keinen Mann lieben können, wie zum Beispiel den Rittmeister, den Magda sich erkoren; keine seichte Natur, die sich fortwährend ausgibt und über deren Gehalt man doch immer im Unklaren bleibt. Ja, sie gehörten zu einander, Raimund und Lena; stark und gütig, wie er war, hatte er es erkannt und sie trotz ihres Sträubens an sein Herz genommen.

Und jetzt schwieg der Wurm des Zweifels in ihrer Seele — es war Alles gut so, gut, und so wie es sein mußte. —

Rasch verflogen die wenigen Wochen des Brautstandes. Lena's einfache und Magda's elegante Aussteuer waren vollendet, und der Termin der Doppelhochzeit nahte heran. Zwei Bräute im Hause! Dieses Haus wurde durch sie mit einem festlichen Glanz, einer gehobenen

Stimmung erfüllt, welche seine Alltäglichkeit gänzlich verwischten. Lena wurde mit zärtlichen Aufmerksamkeiten überhäuft, die Oberstin schien das Keifen gänzlich verlernt zu haben, und Magda zeigte sich liebevoll, so neid- und selbstlos, wie nur eine Schwester hätte sein können.

Die arme Lena fühlte nach und nach alles Eis schmelzen, das ihr junges Herz umschlossen hatte; sie lebte mit den Anderen, war Eins mit ihnen, lachte, plauderte, war glücklich! Es war ja Alles, Alles anders geworden; sie stand nicht mehr abseits, wie sonst, sie gehörte zu dem Lebenskreise der Glücklichen! Lange hatte sie es nicht zu fassen vermocht, aber sie sah, daß es denn doch wirklich war.

Und so ergab sie sich denn endlich dem Glauben an das Glück, an die Liebe!

So war der Tag gekommen, da Raimund, ernst und mild wie immer, stattlich anzusehen in seiner dunklen Festkleidung, Lena zum Altar führte. Das hochgewachsene Paar schien wie für einander bestimmt. Daneben stand die Hünengestalt des Rittmeisters von Wallstadt in prunkvoller Parade-Uniform, sichtliche Rührung in dem breiten, gutmüthigen Gesichte, an seinem Arm die kleine, runde, rosige Magda, die abwechselnd weinte und glücklich lächelte.

Wenige Stunden nach vollzogener Trauung reisten beide Ehepaare ab, Wallstadt und Magda, um eine kurze Hochzeitsreise anzutreten, Raimund und Lena nach ihrer Heimat an der Nordsee.

Die Beiden waren seit Raimund's Ankunft zur Hochzeit kaum allein gewesen, auch jetzt im Eisenbahnwagen

war es nicht besser. „Morgen früh sind wir daheim," hatte Raimund wie tröstend gesagt, und seine blauen, tiefliegenden Augen ruhten voll milder Zärtlichkeit auf ihr. Sie war es zufrieden, daß die Stunde, wo sie allein mit ihm war, sich hinausschob, sie fühlte sich ihr kaum gewachsen. Sie fühlte es klarer und deutlicher als jemals vorher, wie ihr ganzes Sein und Leben ihm gehörte, nur noch ihm allein, und doch hatte sie die Scheu vor dem Manne, den sie noch so wenig kannte, wieder in ihr geregt — die geheime Angst, ob er sie liebe, wie sie ihn liebte — mit jedem Gedanken, mit jedem Blutstropfen. Es war kein leiser Zweifel mehr, jetzt war es eine laute, böse Angst — wenn er sie nicht liebte! Seit sie in feierlicher Stunde mit ihm verbunden worden, war ihr Herz völlig erwacht — es verlangte nach ihm! Und es war jetzt eine Frage auf Tod und Leben, ob er sie liebte, wie sie ihn liebte!

Sie kamen in früher Morgenstunde an, Beide müde und abgespannt von den Aufregungen der vorhergehenden Tage und der Nacht im Eisenbahnwagen, fröstelnd und übernächtig — es war ein kühler, nebeliger Morgen. Lena fühlte ihr Herz bange pochen, als sie den Boden der neuen Heimat betrat. Raimund's galante Aufmerksamkeit für sie inmitten des Bahnhofgetriebes vermochte ihr Bangen nicht zu verscheuchen; wie fremd, wie wildfremd muthete sie Alles an!

„Du bist müde, liebste Lena, nicht wahr?" sagte Raimund herzlich, als sie nebeneinander im Wagen saßen.

Offenbar war er es auch, sie sah es ihm an, aber er war sichtlich bemüht, dies vor ihr zu verbergen. Es war rührend von ihm, und doch wußte sie ihm nicht Dank dafür, sie wollte ihm keine Bürde sein.

Während sie dies dachte, erweckte sie ein heftiger Stoß aus ihrem Sinnen — der Wagen war an einen Prellstein angefahren, flog zur Seite und im nächsten Moment lag er umgestürzt auf dem Straßenpflaster. Lena war heftig erschrocken, aber sie war unverletzt im Innern des Wagens geblieben. Raimund aber war herausgeschleudert worden, blutete aus einer Kopfwunde und schien besinnungslos. Es war rasch Hilfe zur Stelle; Schutzleute, ein anderer Wagen, sogar ein Arzt, welcher versicherte, der Unfall des Herrn werde keine schlimmen Folgen haben, die Wunde wäre leicht und hätte nur eine Ohnmacht verursacht.

Trotz dieser beruhigenden und, wie es schien, glaubwürdigen Versicherung war Lena's Einzug in dem neuen Heim trübe genug. Raimund war noch immer bewußtlos, obgleich der rasch herbeigerufene Hausarzt die Aussage des ersten Arztes über den Zustand des Verunglückten vollkommen bestätigte.

Raimund lag auf dem Divan des Schlafzimmers, athmete schwer und gab noch immer kein Zeichen der wiederkehrenden Besinnung. Die Dienerschaft war nach allen Richtungen um verschiedene Hilfsmittel ausgesendet worden; der Arzt hatte sich in das anstoßende Arbeitszimmer begeben, um ein Recept zu schreiben.

Lena war nun allein mit dem Gatten — die halb gefürchtete, halb ersehnte Stunde war gekommen, aber er sah sie nicht, erkannte sie nicht. Sie vermochte nicht länger ihre Fassung zu behaupten; in Thränen ausbrechend, überhäufte sie den Bewußtlosen mit Liebesworten und Liebkosungen. Plötzlich, als wäre es ihr gelungen, ihn aus der tiefen Betäubung zu wecken, schlug er die Augen auf — seine Lippen flüsterten Etwas — es klang wie ihr Name, doch nein, jetzt wiederholte er das Wort: „Lydia!"

Und nun sah er sie an — es war ein kalter, fremder Blick, ein Blick peinlicher Ueberraschung, beinahe der Feindseligkeit. Sie prallte zurück, als hätte sie ein Messerstich getroffen — das war die Offenbarung, die sie so lange vorausgeahnt, die Offenbarung, welche das erste Alleinsein ihr bringen sollte. Raimund liebte sie nicht, liebte noch immer jene Andere — der halb Besinnungslose hatte sich sein streng behütetes Geheimniß entschlüpfen lassen. Lena stürzte aus dem Zimmer, Raimund dem Arzte und dem eben eintretenden Diener überlassend. Sie mußte allein sein, sich fassen!

Das Gemach, in das sie gelangte, als sie das Schlafzimmer von der anderen Seite verließ, schien zu ihrem Boudoir bestimmt; es war elegant, ja kostbar in Blau tapeziert und eingerichtet — alle Einzelheiten schienen von einer liebenden Hand geordnet. Lena erschrak förmlich beim Anblick dieses prächtigen Raumes, der so seltsam von dem dürftigen Zimmerchen abstach, in dem sie

ihre Mädchenzeit verlebt hatte. Ihr Inneres empörte sich, er wollte sie damit täuschen, entschädigen, sie damit bezahlen dafür, daß sie sein geworden. Wenn man nicht mit Liebe zahlt, so zahlt man mit Geld — wer weiß das nicht?

Sie stand vor einem klaffenden Abgrund — ihr schwindelte! Weßhalb Raimund sie zu seiner Frau gemacht, war ihr nicht klar; war es der Groll gegen eine Andere? Aber das sah ihm nicht gleich. War es Gehorsam gegen den Vater?

Brennende, sengende Thränen traten in ihre Augen, als sie an seine Werbung dachte — jedes seiner Worte hatte jetzt einen anderen Sinn. Er hatte ihr keine Liebe geheuchelt, er hatte nur immer um die Sorge um sie gesprochen, von dem Wunsche, ihr ein besseres Los zu bereiten, und dergleichen. O, sie begriff jetzt Alles, nur nicht das Eine: daß sie sich hatte berücken lassen, „Ja" zu sagen. Die geheime Stimme hatte nie aufgehört, sie zu warnen; aber sie hatte nicht auf sie gehört, denn — es war nutzlos, sich darüber zu täuschen — ihr Herz pochte stürmisch und verlangend dem kühnen Werber entgegen. Sie fühlte es jetzt wieder, jetzt mit Entsetzen und Grauen — wie sehr sie ihn liebte! Mit Sehnsucht hatte sie auf den Moment gewartet, wo sie die Gluth ihres Herzens ausströmen lassen, dem Geliebten jauchzend an die Brust sinken, ihn mit ihren Küssen ersticken konnte. Sie hatte sich zurückgehalten, weil sie noch zweifelte, weil die Gelegenheit nicht günstig war, weil sie am Hochzeits-

tage sich noch durch jungfräuliche Scheu und Zurückhaltung gebunden fühlte; aber in der ersten Stunde des Alleinseins, wenn sein Blick, sein Wort, seine Lippen ihren letzten Zweifel verscheuchten, dann sollte er erfahren, wie sehr sie ihn liebte, dann durfte sie . . .

Ein gütiger Gott hatte verhütet, daß sie die verborgene Gluth ihres Herzens ganz verrathen hatte; Raimund glaubte gewiß nur an eine ruhige, sanfte Neigung, nun mußte er im Glauben bleiben, daß sie ihn nur aus Achtung, nur aus verwandschaftlicher Sympathie die Hand gereicht habe. Dann nach einiger Zeit konnte sie ihm sagen: „Wir lieben uns nicht, laß uns auseinander gehen.“

Ihre erste Regung, auf der Stelle zu fliehen, hatte sie als thöricht verworfen; jetzt fühlte sie sich ruhig genug, um ihre Aufgabe zu überblicken: zuerst ihr Herz zu verbergen, zu verleugnen, dann das neue Elend mit derselben Fassung und Ruhe zu tragen, wie das alte, dann demselben Ziele zuzustreben, wie früher — armuth- und entsagungsvoller, aber stolzer Einsamkeit.

Sie erhob sich und verwischte die Spuren der Thränen.

Es pochte leise. Raimund's Diener steckte sein gutmüthiges Gesicht herein.

„Der Herr fängt an, sich zu erholen, gnädige Frau!“

Sie kehrte in ruhiger Haltung in das Schlafzimmer zurück.

IV.

Die Vorhersage der Aerzte hatte sich vollinhaltlich bestätigt. Raimund erholte sich rasch von dem Unfall.

Nachdem er aus der tiefen Ohnmacht erwacht war, hatte er das Bewußtsein nicht wieder verloren, obgleich später ein leichtes Wundfieber sich einstellle; doch schloß sich die Wunde rasch, und hatte der Unfall keine weitere Folge, als daß das schöne üppige Haar des Patienten zum Opfer fiel.

Raimund's zweiwöchentliche Krankheit hatte Lena Gelegenheit gegeben, sich in ihre Rolle hineinzuleben. Ruhe, kühle, milde Zurückhaltung waren ja selbstverständlich am Bette eines Kranken, und um ihn gar nicht zu stören, hatte sie sich ganz und gar in dem anstoßenden Boudoir eingerichtet, von wo sie nur sozusagen auf Besuch in seine Wohnzimmer kam. Er ließ sie gewähren, er wünschte ja, daß sie ruhe, sich ein wenig nach ihrer Art unterhalte — genug, unter seiner Krankheit nicht leide. Er hatte täglich warme Worte des Bedauerns für sie, daß dieses neue Leben so traurig für sie begonnen habe.

„Aber es wird ja täglich besser!“ sagte er dann, sie glücklich und zuversichtlich anlächelnd, ihre Hand erfassend oder auch an seine Lippen ziehend. Er schien nichts Arges zu ahnen, wenn sie dann seinem Blick auswich, ihre zitternde Hand ihm entzog; sie fühlte die verrätherische Gluth auf ihren Wangen, und diese Gluth mochte ihm eine natürliche Auslegung für ihre Zurückhaltung sein; sie zitterte vor dem Augenblick, wo Raimund ganz genesen sein würde, wenn er sie stürmisch wie damals in die Arme schließen und sagen würde: „Laß uns jetzt glücklich sein!“ Mußte sie sich nicht verrathen? Und sie wollte, sie konnte

nicht sein werden, da er sie nicht liebte, wie sie geliebt sein wollte. Sie war kein Weib, das man anders gewinnt, als um den Preis eines ganzen, ungetheilten Herzens!

Mit dem scharfsichtigen Auge der Angst und der Liebe sah sie, wie Raimund allmälig Verdacht schöpfte, ihr verändertes Wesen gewahrte. Er war jetzt ziemlich genesen, verließ zwar nicht das Haus, besuchte aber schon das Comptoir im Erdgeschoß desselben, und es begann unmerklich, eine Art täglicher Ordnung sich einzubürgern.

Raimund kam beinahe jede Stunde einmal herauf, um nach seiner Frau zu sehen. Sie gewahrte, wie er mit theilnehmender, offener Herzlichkeit ihr nahte, und sie gewahrte auch, wie seine Miene sich verdüsterte, wie er sie fragend und unruhig anblickte, wenn er ihre kühle Haltung bemerkte, ihre Freudlosigkeit, ihre verschlossene Stimmung. Dann stand er wohl eine kleine Weile bei Seite, blickte sinnend vor sich nieder und seufzte ein wenig. Sie sah das Alles, und — sie bedauerte ihn nicht, gar nicht. Litt sie nicht tausendfach — sie, welche liebte? Und warum hatte er gemeint, nur die Hand nach ihr ausstrecken zu dürfen, weil sie arm war? Nun mochte er büßen — man kauft sich keine Frau! In einem Jahre würde er frei sein, dann konnte er sich des Lebens freuen, ein anderes Weib wählen, während ihr nur einsame Qual blieb. Ihre Lose waren ungleich genug!

Und wenn er dann enttäuscht, verstimmt ihr Zimmer verließ, so regte sie sich nicht. „Adieu“ sagte sie ruhig, als wäre Alles in Ordnung.

Nun kam er nur noch einmal während des Vormittags aus dem Comptoir herauf, um sie zu sehen, und da sie niemals Freude über sein Kommen verrieth, immer gleich ruhig und kühl freundlich blieb, so kam er endlich gar nicht mehr, und sie sahen sich erst zur Speisestunde wieder.

Ihr war es recht so, die Gemeinsamkeit ihres Lebens sollte unmerklich abgetödtet werden — abgetödtet, bevor sie noch recht gelebt; das Ende der Lösung würde dann kein gewaltsames sein.

Bisweilen arbeitete Raimund in seinem Privatschreibzimmer. Niemals betrat sie dasselbe, er sollte, er mußte wissen, daß sie nicht zu ihm gehörte.

„Wo bist Du immer?“ frug er dann. „Ich dachte, Du seiest ausgegangen.“

„Ich war in meinem Zimmer.“

„Willst Du Dich denn immer absperren, immer für Dich sein?“ sagte er einmal ganz plötzlich.

Sie erschrak tödtlich. Nun sprach er doch, und ihr Herz pochte so heftig, daß sie nicht wußte, wie ihm antworten.

Nach einer langen Pause sagte sie leise und abgewendet: „Ich war immer für mich, wie Du weißt, und das Leben hier ist mir noch so fremd, so neu — laß mich!“

Sie verstummte. Wenn er jetzt weiter fragen, in sie dringen würde, so war sie verloren. Sie würde zittern, weinen, sich verrathen! Aber er frug nicht weiter, er

sprach kein Wort — ein unterdrückter Seufzer — und sie hörte ihn das Zimmer verlassen.

Hatte er nicht immer gesagt, er sei eine ihr verwandte Natur? Auch er sprach nicht leicht, auch er konnte sein Herz nicht erschließen, er duldete stumm. Sie sah, daß er litt, aber sie konnte ihm nicht helfen. Die stets gefällige, demüthige, innerlich anspruchslose Frau, die er an ihr zu finden gehofft — die war sie einmal nicht. — —

Das Mittagsmahl wurde in vorgerückter Nachmittagsstunde, nach Schluß des Comptoirs eingenommen. Raimund pflegte dann für den Rest des Tages frei zu sein. Das Tischgespräch bezog sich meist auf allgemeine Themata. Raimund erwies sich als sehr umfassend gebildet, war viel gereist, kannte Welt und Menschen, nur hatte er im geringen Grade die Gabe, sich mitzutheilen. Da indessen Lena aus ihrer Unwissenheit kein Hehl machte, in ihrer ruhigen, stolzen Weise die Mängel ihrer Erziehung und ihres Wissens zugestand, so wurde Raimund bisweilen doch warm und lebhaft. Sie geriethen ins Plaudern, und der elegante Raum des Eßzimmers nahm mit einemmale den Charakter des Wohnlichen, des häuslich Traulichen an — der unsichtbare Abgrund zwischen den Beiden war verschwunden.

Sie gewahrte, wie die traurige Starrheit seiner Miene schwand, wie heiter und zufrieden er aussah. Ihr Herz bebte heimlich in süßem Grauen — sie konnte ihn glücklich machen — und wie schön wäre es, wie unsagbar schön, wenn sie es wollte!

Aber es lag auf ihr wie ein Bann — jener Blick! Sie fühlte ihn immer, immer, und ihr Herz erstarrte wieder unter dieser Erinnerung. — — —

Bisweilen, wenn es nicht der Tag war, das Theater zu besuchen, überraschte sie auch der Abend bei einer solchen Plauderei; sie saßen traulich nebeneinander beim Schein der Lampe, kein Gast kam, sie zu stören, sie hatten so wenig Beziehungen zur Welt, sie waren so ganz auf einander angewiesen. Und wie der Abend vorrückte, der Zeiger an der großen Wanduhr der Nachtstunde näher und näher kam, das Leben draußen auf der Straße verstummte, die Diener mit verschlafener Miene davonschlichen, und Raimund lächelnd, sie freundlich erwartungsvoll anblickend, bei ihr saß, so dicht, so nahe — da faßte sie eine heimliche Angst, erst leise, dann immer mächtiger, bis ihr Herz wild und ungleich zu pochen begann: er wird jetzt die Arme nach ihr ausstrecken, sie an sich ziehen und nicht mehr loslassen, ihre Einwände mit seinen Küssen ersticken — sie kann nicht länger widerstehen — sie ist ihm mit Leib und Seele verfallen! Und dennoch — er liebt sie nicht, nicht so, wie er soll! Angstschweiß tritt auf ihre Stirn, kalt rieselt es durch ihre Glieder, sie muß sich retten vor ihm.

Sie springt auf und faßt nach dem Leuchter. „Wie spät es schon ist — ich muß zur Ruhe gehen — mich schmerzt der Kopf ein wenig — gute Nacht!“

Sie sah, wie seine Miene sich plötzlich verfinsterte, sie sah es in dem großen Trumeauspiegel, denn sie wich

seinem Blick aus. Er hatte ihr kaltes, eiliges „Gute Nacht“ gar nicht erwidert.

Am anderen Morgen hatte er seine kaltgeschäftliche Miene und sagte kühl und gelassen „Guten Morgen“, wie sie ihn seine Geschäftsfreunde grüßen gehört.

„Es muß so sein!“ sagte sie sich dann, wenn ihr Herz sich zu empören begann. Für diesen Abend wußte er gewiß einen Theater- oder Concertbesuch, der ihnen das Alleinsein ersparte.

„Du hattest gewiß Junggesellen-Gewohnheiten, besuchtest Clubs oder Aehnliches,“ sagte Lena eines Tages. „Lasse Dich davon nicht abhalten, ich kann auch ein- oder das anderemal allein zu Hause bleiben.“

„Du bist ja den ganzen Tag allein!“ wendete er, fast harten Tones, ein.

„Ich bin gern allein und dies seit je gewohnt,“ erwiderte sie.

Und von nun ab besuchte er zweimal die Woche den Club, um die ausländischen Zeitungen zu lesen und eine Partie Billard zu spielen. — —

Raimund hatte mehrere Verwandte von Seite seiner verstorbenen Mutter, doch verkehrte er wenig mit ihnen. Lena begriff dies, als sie seine Großmutter kennen gelernt hatte, eine Greisin mit scharfen Zügen und scharfer Stimme, welche ihrem Schwiegersohn, Raimund's Vater, noch ins Grab nach zu grollen schien. Als Raimund der alten Dame Lena vorstellte, meinte sie, auf den Enkelsohn deutend

„Glücklicherweise ist er seiner Mutter ähnlicher als dem Vater!“ und dergleichen mehr.

Als Lena nachträglich nach der Ursache dieser Bemerkungen frug, meinte Raimund: „Meine Eltern lebten nicht in glücklichster Ehe, und die Großmutter mißt meinem Vater die alleinige Schuld bei.“

Da Raimund darauf schwieg, frug Lena nicht weiter; doch fiel ihr späterhin auf, daß Raimund offenbar ihren Verkehr mit der Großmutter einschränken, ihr Alleinsein mit der alten Frau verhindern wollte. Niemals gab er zu, daß Lena dieselbe ohne seine Begleitung besuche, angeblich wegen des weiten Weges; und wenn die Alte zu Besuch kam, so fand sich Raimund gleich aus dem Comptoir ein, selbst wenn es ein Tag dringender Geschäfte war. Anfangs wollte Lena sich ihren Verdacht ausreden, schließlich aber glaubte sie bestimmt, wahrzunehmen, daß hier kein Zufall obwaltete.

Die Großmutter mußte irgend ein Geheimniß Raimund's besitzen, das an sie, Lena, nicht verrathen werden durfte. Was konnte es sein? Stand es mit seiner unaufgeklärten Werbung um sie, die Ungeliebte, im Zusammenhang? Wahrscheinlich wohl. Noch ein anderer Umstand fiel Lena auf: sie war darauf gefaßt gewesen, daß Raimund's Verwandte sie ihre Armuth und Vermögenslosigkeit würden fühlen lassen; Raimund war jung, ein schöner Mann, wohlhabend, von tadellosem Ruf — schien es nicht wie eine Tollheit, daß er eine blutarme, in gänzlicher Verborgenheit lebende Cousine heirathete? Aber

man schien dies ganz natürlich zu finden. Ja, man sagte ihr sogar, Raimund's Wahl sei vorauszusehen gewesen. Und die Großmutter hatte die Schwieger-Enkelin nicht nur ohne eine Spur von Mißfallen aufgenommen, sondern beinahe mit Mitleid, während den Anderen daheim Lena's Glück als ein märchenhaftes erschienen war.

Ohne Zweifel lag all' dem ein Geheimniß zu Grunde; aber hatte sie nicht volles Anrecht, dieses Geheimniß zu ergründen — als Raimund's Weib, als Mitglied der Familie? Wohl sagte ihr eine innere Stimme, der einzig richtige Weg dazu sei, Raimund offen zu befragen; aber sie hatte nicht den Muth dazu. Sie würde dabei ihr Herz verrathen, verrathen dem Manne, der sie aus irgend einem äußerlichen Motiv, aber sicherlich nicht aus Liebe zum Weibe begehrte.

So verging der Winter, ein nordisch strenger Winter mit Eis und Schnee, wie ihn Lena bisher kaum gekannt, ein Winter, der die Menschen eng und traulich zusammendrängt im Hause. Und Lena blieb auch im Hause, die eisige Luft draußen schreckte sie ab; nicht als ob ihre Gesundheit derlei nicht vertragen hätte, aber sie hatte gar keine innere Wärme, kein inneres Lebensgefühl der äußeren Kälte entgegenzusetzen. Sie lebte also in ihrem schönen blauseidenen Boudoir mit ihren Büchern und Zeichnungen — Zeichnen war das einzige Talent, das sie hatte — auch mit einer Handarbeit beschäftigt, ganz für sich in kühlem, stolzem Selbstbehagen, wie damals in ihrem kleinen Hofzimmerchen.

Es war gerade so, und doch ganz anders! Damals war sie allein gewesen mit sich selbst, jetzt war sie nicht allein — immer der eine selbe Gedanke: Er! Das unaufhörliche Brüten über das Eine: Was denkt er, was fühlt er? Sie durchdringt sein ganzes Sein, ahnend, fühlend, forschend — sie sucht eine Spur der Liebe zu ihr — zweifelt, wenn sie eine zu finden gemeint — bestärkt sich selbst im Haß, im Unglauben, in der Härte. Und dann wartete sie doch heimlich, sich selbst kaum bewußt, auf irgend ein fabelhaftes, undenkbares Ereigniß, welches diese Lage mit einem Schlage ändern würde — ändern, wie und zu welchem Ende? Sie wußte keine Antwort darauf.

Dabei blieb ihr Antlitz immer gleich kalt und unbewegt, und Niemand ahnte, was in ihr vorging. Sie dachte, wenn ein Jahr vorbei sein wird, dann will ich gehen, so lange will ich ausharren, um ihn nicht bloßzustellen.

Raimund schien sich in die Lage ergeben zu haben, er kam und ging mit kühler, gleichmüthiger Miene, besuchte seinen Club, besorgte seine Geschäfte. War er zufrieden, gleichgiltig, traurig, sehnsüchtig? Sie wußte es nicht, längst nicht mehr. Immer seltener waren die Stunden geworden, da sie traulich nebeneinander saßen, da sich das wohlthuende Band der Häuslichkeit um sie schlang, da Raimund arglos und zutraulich von sich selber sprach. Sie blieben jetzt immer kalt und fremd, ein unsichtbarer Abgrund lag wieder zwischen ihnen, immer und in jedem Augenblick.

Raimund war voll achtungsvoller Aufmerksamkeit gegen seine Frau, sie gegen ihn — dabei blieb es. Aber sie wußte es, einmal wird der Augenblick kommen, wo das Siegel von unseren Lippen sinkt — oder wird er sie auch schweigend gehen lassen? Gewiß nicht, es ist die Stunde, auf die sie wartet; sie wird ihm sagen: „Du liebst mich nicht, und um einen anderen Preis will ich nicht Dein sein — also gehe ich!“ Das ist es, worauf sie heimlich wartet. Und auch er wartet auf eine Lösung — sie wird kommen!

So verging der Winter, und die Beiden lebten nebeneinander, kalt und eingefroren; sie waren einander nahe, so nahe, und doch ging kein warmer Hauch von Einem zum Andern. Ihre Kleider streiften sich, und Keines von ihnen that, als gewahrten sie es. Wenn sie zu einander sprachen, war es mit kalter, beklommener Stimme, als fürchteten sie, mit dem Klang der Stimme Etwas zu wecken, was unsichtbar zwischen ihnen schlummerte.

Als der Frühling kam, trat Raimund eine größere Geschäftsreise an. Lena blieb allein, sie konnte sich innerlich vorbereiten zu der großen Wandlung. Aber da der Termin nahte, den sie sich selbst gesetzt hatte, fühlte sie ein unbestimmtes Etwas, das sie zurückhielt. Sie suchte sich einzureden, die Zeit sei noch zu kurz, das volle Jahr noch nicht beendet, was werde die Welt sagen? Sie versuchte, sich das Leben fern von Raimund auszumalen, und ihr war, als blicke sie ins Bodenlose — leben, ohne ihn zu sehen, ohne seine Stimme zu hören: es war

schlimmer als der Tod! Was aber sollte sie bei ihm? Und mit einemmale erfaßte sie das unermeßliche Weh einer unglücklichen und unerwiderten Liebe. Nächte lang rang sie mit dem wilden, ungeberdigen Herzen, das sie zu dem Manne ihrer Liebe hinriß. Und dann dachte sie an den Tod, wie an eine Hoffnung auf Erlösung. —

Zwei bis drei Monate waren vergangen. Lena war noch rathlos in die Wirrnisse ihres Herzens verstrickt, als Raimund wiederkehrte. Er sah blühend aus, fröhlicher und freier als sonst, er kam ihr heiter und erwartungsvoll entgegen, mit offener Miene; gewiß, er meinte, es würde jetzt anders werden! Und in diesem Augenblicke schämte sie sich — sie wußte nicht wessen; aber sie regte sich nicht, sie war wie erstarrt, sie fühlte sich so elend, so zerknirscht, so ganz und gar vernichtet, und sie hatte kaum die Kraft, ihm ein Wort des Willkommens zu sagen. Er schien ihre Erregung zu bemerken, blieb warm und freundlich; nach und nach aber, als sie immer wie versteinert war, wurde auch er kalt, und Alles war wie zuvor.

Während Lena trost-, rath- und hilflos diesem Leben gegenüberstand, unfähig zu bleiben oder zu fliehen, apathisch, in stummer Angst vor der Zukunft, da schellte es eines Tages sehr lebhaft an der Wohnungsthür; ein unerwarteter Besuch brach herein: Magda mit ihrem Gatten, dem Rittmeister von Wallstadt.

Es war ein schöner Junimorgen, die liebliche Sommersonne lugte in Lena's schönes blaues Boudoir, in welchem sie müßig, niedergeschlagen gesessen, der Stunde wartend,

wo Raimund zum Frühstück aus dem Comptoir käme. Von einem- zum andernmale wartete sie auf diese Stunde, die doch nichts und wieder nichts Neues brachte.

Da stürmten jene Beiden plötzlich in das stille, einsame Gemach und füllten es mit Geschwätz und Gelächter; Magda in eleganter Reisetoilette, blühend, rosig, mit ausgesprochener Neigung zu üppiger Fülle; der Rittmeister in Civil, ziemlich unvortheilhaft aussehend, wie sonst mit lauter, grober Stimme sprechend, geräuschvoll, etwas täppisch, gutmüthig, geschwätzig, wichtig thuend.

Wie sie sagten, waren sie jetzt auf ihrer eigentlichen Hochzeitsreise; im vorigen Jahre hatte der Rittmeister nur einen Urlaub von wenigen Tagen erhalten, heuer jedoch, nach einem anstrengenden Manöver, einen längeren. Er wollte denselben zu einer Reise nach der Schweiz benützen, Magda aber wollte durchaus nach Deutschland reisen, um auch ihre Cousine zu besuchen. „Oder auch den Cousin," schob der Rittmeister ärgerlich ein, und ehe man es sich versah, hatte sich schon ein kleiner Streit zwischen dem Ehepaar entsponnen. Magda behielt das letzte Wort. „Beide wollte ich Euch sehen — ich war zu neugierig, Euch als Ehepaar zu sehen. Ich kann es mir gar nicht denken, wie Ihr zusammen haust." Und sie sah neugierig in dem Boudoir um sich.

„Du hast es hier sehr hübsch!" rief sie. „Welche Tapete, welche geschmackvolle Portière! Dein Mann muß sehr verliebt in Dich sein! Schau, Karl, Du entwickelst nicht so viel Geschmack, wenn Du mir etwas schenkst!"

„Was, ich bin Soldat,“ vertheidigte er sich; „Officiersfrauen müssen auf verfeinerten Luxus verzichten.“

„O, ich bitte!“ replicirte Magda, und schon wieder entstand ein kleiner, halb scherz-, halb ernsthafter Krieg zwischen ihnen, zu dem Lena lächeln mußte, obgleich sie zum Lächeln wenig gestimmt war.

Indessen trat Raimund ein, den man herbeigerufen hatte, und gab dem Gespräche eine andere Wendung. Raimund begrüßte die unvermutheten Gäste mit großer Freundlichkeit und Lebendigkeit! Lena war ganz erstaunt darüber, so liebenswürdig war er nicht einmal gewesen, als er selbst Gast war im Hause des Obersten. Er lud das Paar zum Bleiben ein und gab sofort Befehl, die Gastzimmer des Hauses in Stand zu setzen. Magda und ihr Gatte nahmen das freundliche Anerbieten ohne Zögern an, indessen wollten sie nur drei Tage bleiben, da das Ziel ihrer Reise Helgoland war, wo sie einige Zeit zu verweilen gedachten.

Das stille Haus hatte sich mit einem Schlage mit lautem Leben gefüllt. Man bereitete ein Mittagsmahl, richtete die Gemächer für die Gäste her. Es war alles Nöthige vorhanden, noch von Raimund's Mutter her, altmodisch, aber reichlich und von Wohlstand zeigend. Es war, als hätte der ganze Hausstand geschlafen und erwachte jetzt plötzlich zu momentanem Leben; Tisch- und Bettzeug, Geschirre und Silberbestecke — Alles kam wie schlaftrunken und des Lichtes ungewohnt aus den altfränkischen Kasten heraus.

Als die Schwerfälligkeit dieses Processes den Gästen einigermaßen bemerklich wurde, sagte Raimund unbefangen: „Wir leben so ganz zurückgezogen, und es ist das erstemal, daß wir Gäste haben."

„Das ist schön, daß Ihr Euch so ganz selbst genügt," rief Magda, „es ist gewissermaßen ideal!"

„Ideal?" wiederholte Raimund in eigenthümlichem Tone und schwieg.

Magda nahm dies für Zustimmung und fuhr fort: „Sie sind auch verändert, Raimund, sehr zu Ihrem Vortheil verändert, Sie sind erst recht lebendig geworden. Lena aber scheint nur für Sie und gar nicht für die übrige Welt zu leben."

„Welch' reizende Deutungen Sie für Alles haben, liebe Base," sagte Raimund; man möchte Ihnen ja lauter verhüllte Dinge vorführen!"

Lena hatte Raimund nie so weltmännisch scherzen gehört, jetzt begriff sie indessen den Grund seiner Liebenswürdigkeit. Er wollte das Geheimniß seines Unglücks nicht preisgeben, wollte Magda nicht auf den richtigen Sachverhalt kommen lassen. Lena fühlte eine Regung tiefer Dankbarkeit gegen ihn, zugleich aber sagte sie sich mit gewohnter Bitterkeit: „Ihm wird es leicht, dieses Bischen Comödie zu spielen, er verbirgt kein Herzeleid, nur den häuslichen Scandal."

V.

„Du lebst so ganz separirt von Deinem Manne?" sagte Magda, das Boudoir der Cousine besichtigend. „Höre, Lena, das ist eine ungeheure Unklugheit! Man darf einem Manne keine Freiheit lassen, muß ihn beaufsichtigen; Du weißt ja gar nicht, was Dein Mann thut und treibt? Welche Thorheit, welches blinde Vertrauen! Karl verlebt weder in, noch außer dem Hause eine Stunde, über welche ich im Dunklen bliebe."

„Ich habe keinen Grund, Raimund zu mißtrauen," sagte Lena ausweichend, „eben weil ich ohnehin seine Lebensweise kenne."

„Da kannst Du Dich sehr täuschen; Ihr kanntet Euch wenig vor Eurer Heirath. Ich war mit Karl zwei Jahre lang verlobt, und dennoch überlasse ich mich keiner thörichten Sicherheit. Aber Du — ich warne Dich, Lena! Bist Du sicher, daß er kein Geheimniß vor Dir hat?"

Lena erwiderte nichts.

„Siehst Du — Du verstummst schon!" fuhr Magda fort. „Von Geheimnissen, von Hinterhalten, von Verschlossenheit kommt alles Unglück. Wir zanken häufig, mein Karl und ich, es ist wahr; aber wir haben auch gar nichts gegen einander auf dem Herzen, es kommt gleich Alles zutage."

„Du magst Recht haben," sagte Lena plötzlich mit besonderem Nachdruck, „von Geheimnissen kommt das Unglück in der Ehe."

„Siehst Du es ein?“ triumphirte Magda, sehr stolz darauf, solche Ueberlegenheit bewiesen zu haben. „Und nun richte Dich danach, ich rathe Dir gut!“ — —

Die Tage waren rasch vergangen, Karl und Magda reisten ab mit dem Versprechen, ihren Besuch zu Ende ihres Helgolander Aufenthaltes zu wiederholen.

Raimund hatte seine Rolle als liebenswürdiger Hauswirth, der sich in seinem jungen Hausstand sehr wohl zu fühlen schien, bis zu Ende gespielt. Als der Wagen mit den Gästen davonrollte und Raimund und Lena allein in ihr Wohngemach zurückkehrten, hörte sie, wie er aufseufzte, und sah, wie seine Miene verdrossen wurde.

„Es ist doch wohl gut, daß es vorbei ist,“ sagte er plötzlich zu ihr in seltsam hartem, vorwurfsvollem Tone; er wollte damit andeuten, daß er, er allein die Kosten dieses Besuches getragen. Sie konnte nichts erwidern, aber sie fühlte die Unhaltbarkeit ihrer Lage, und als sie, ohne vorher ein Wort, einen Blick für Raimund zu haben, in ihr Boudoir geflüchtet war, sagte sie sich: „Es muß jetzt anders werden.“

Magda's Wort: alles Unglück kommt von den Geheimnissen, gährte in ihr. Es war ein Gemeinplatz, wie viele andere, und was hatte dieses im alltäglichsten Sinne glückliche Weib darüber zu sagen? Aber Lena konnte das Wort nicht los werden. Warum immer im Angesichte dieses Geheimnisses leben, das ihr ganzes Leben vergiftete; es muß einmal enthüllt werden, sie hat ein unabweisbares Recht darauf! Einem in Geheimniß gehüllten Motive

folgend, hatte Raimund sie in sein Haus gebracht, wo sie unsäglich elend geworden. War es nicht Thorheit von ihr, sich zum blinden Werkzeug seiner dunklen Pläne zu machen? Nein, es war genug und übergenug — blind war sie gekommen, sehend wollte sie gehen, sie wollte Alles wissen. Keinen Augenblick schwankte sie, wo die Wahrheit und Klarheit zu finden wäre — bei der Großmutter, die stets in so mitleidigem Tone zu ihr sprach, wie zu einem beklagenswerthen Opfer; bei der Großmutter, vor deren Einfluß Raimund seine Frau so ängstlich behütete, von der er jetzt eben wieder die Gäste fern gehalten hatte, mit dem Bemerken, es würden bei solchen Anlässen nur vermoderte Familiengeschichten ans Licht gezogen.

Sie wollte also zur Großmutter gehen, um von ihr eine Aufklärung zu erhalten; es mußte ohne Raimund's Wissen geschehen, sonst würde er sie begleiten, und der Zweck wäre vereitelt. Ihr Inneres sträubte sich bei der Vorstellung, ihn zu hintergehen, aber sie wiederholte sich unablässig: „Es muß sein und ich habe ein Recht auf dieses Geheimniß!“

„Gehst Du heute in den Club?“ frug sie Raimund bei Tische. Er sah verwundert auf; sie frug so selten und es war zudem der übliche Clubtag.

„Es ist ja Montag heute,“ sagte er; „ich gehe also. Wünschest Du etwas von mir?“

„Nein, gewiß nicht!“ wehrte sie lebhaft ab. Wie

ungeschickt sie war! Sie hatte höchst überflüssigerweise seine Aufmerksamkeit erregt.

Richtig, bevor er in den Club ging, trat er in ihr Zimmer, sagte ihr kühl wie immer Adieu und frug noch einmal: „Hast Du etwa die Absicht, auszugehen?“

„Nein,“ sagte sie mit Anstrengung; sie glaubte an der Lüge zu ersticken, und er hatte sie doch so leicht belogen!

Raimund war gegangen, sie blickte ihm nach und sah ihn an der nächsten Ecke verschwinden. Jetzt warf sie rasch einen Regenmantel über ihr Hauskleid, nahm Hut und Handschuhe und enteilte. Sie ging zu dem nächsten Droschkenstand, nahm einen Wagen und fuhr nach der Vorstadt hinaus, wo die Großmutter allein mit einer Dienerin wohnte. Um diese Abendstunde mochte die alte Dame sicher zu Hause sein.

In der That saß dieselbe, einsam wie stets, vor ihrem Tischchen, die große, schwarze Brille auf der Nase, irgend einen mit großen Buchstaben gedruckten Sensationsroman lesend. Es war dies für die ungesellige Alte die gewohnte Beschäftigung. In dem Augenblick, als Lena pochenden Herzens in das stille Stübchen trat, erschien ihr die Alte wie eine Sibylle, welche aus dem Schicksalsbuch das Los der Zagenden herauslas. Niemals war Lena die Aehnlichkeit zwischen Großmutter und Enkel so aufgefallen, der Altersunterschied von beinahe einem halben Jahrhundert hatte dieselbe nicht zu verwischen vermocht. Es waren dieselben schönen, festen Züge, dieselben finsteren

Brauen, dieselben tiefliegenden Augen; aber bei der alten Frau, wie sie da saß in dem grünlichen Dämmerlicht einer mit breitem Schirm geschützten Studirlampe, war dies Alles wie versteinert.

Die Alte hatte das Pochen und das leise Oeffnen der Thür nicht gehört, Lena konnte sie jetzt mit Muße betrachten; erbarmungslos wie das Schicksal erschien ihr dieses starre, runzelige Antlitz; sie fühlte es deutlich: dieser Mund würde ihr etwas offenbaren, was ihr schmerzvoll zuckendes Herz vollends vernichten würde.

„Guten Abend, Großmutter!" sagte Lena.

„Ei, Lenchen, Du, und allein?" rief die alte Dame; ihre Freundlichkeit verscheuchte den sibyllinischen Charakter aus ihrem Antlitz, offenbar war sie über den Besuch der Enkelin erfreut.

„Ja, allein, liebe Großmutter, und — ohne Raimund's Wissen," sagte Lena, entschlossen auf ihr Ziel zugehend. „Ich wollte Dich gerne einmal besuchen, allein und für mich — er wollte es nicht."

„Er wollte es nicht! Natürlich — ganz wie sein Vater!" rief die alte Frau lebhaft. „Der wollte auch nie, daß meine Tochter zu mir kam; damit sie nicht klage, natürlich! Gewiß hast Du auch zu klagen, armes Ding; deßhalb läßt er Dich nicht zu mir! Na, klage nur, wenn Du zu klagen hast; fang' an!"

Lena war ganz verwirrt durch diese brüske Aufforderung. Was sollte sie sagen? Zum Glück mußte sie doch vorher ihren Mantel abnehmen, sich setzen, eine Tasse

Thee ablehnen, und so gewann sie Zeit, sich zu fassen. Da sie nun der alten Frau gegenüber saß und diese forschend, beinahe gierig, in ihr bleiches, trauriges Antlitz blickte, verlor sie fast den Muth, zu sprechen.

Indessen sagte die Großmutter wieder: „Nun wir einmal allein sind, Lenchen, so sage mir doch: wie lebst Du mit Raimund?“

„Ein Jeder sieht wohl, daß wir nicht eben sehr glücklich sind,“ sagte Lena zögernd; „ich darf indessen über Raimund nicht klagen. Er ist sehr rücksichtsvoll gegen mich, überhäuft mich mit Aufmerksamkeiten, aber ich glaube — er liebt mich nicht.“

„Ja warum denn nicht?“ murrte die Großmutter. „Ich glaube, daß Du eine ganz gute Haut bist.“

Lena schwieg. Der alten Frau kam es offenbar unvermuthet, daß ihr Enkel gut und rücksichtsvoll gegen seine Frau war; sie hätte es gewiß lieber gehabt, wenn er sie schlecht behandelt hätte, so wie ihre Tochter von Raimund's Vater behandelt worden war.

„Nun denn, so weiß ich eigentlich nicht, warum Ihr nicht glücklich seid,“ brummte sie; „da er Dich so gut behandelt, wird er Dich wohl auch lieben. Du darfst auch keine romanhaften Anforderungen an ihn stellen, er hat Dir ja doch ein schönes Los bereitet.“

„Das ist wahr, Großmutter,“ sagte Lena jetzt gefaßt; „aber ich fürchte, daß er eine Andere lieb hatte und mich nur wählte, weil er jene nicht erreichen konnte.“

„Ich sage es ja, romanhafte Einbildungen, mein

Kind!“ rief die Großmutter unwirsch. „Er hat Dich ja nicht gekannt vorher und hatte wohl das Recht, eine Andere lieb zu haben. Uebrigens, daß ich nicht wüßte — er hatte wohl in Boston eine Liebelei, aber es war, so viel ich weiß, ohne Bedeutung.“

Lena sammelte ihre Kraft. Entweder wußte die Großmutter nichts, oder das Geheimniß lag wo anders.

„Ich fühle es deutlich, liebe Großmutter, daß Raimund mich nicht so liebt, wie man sein Weib lieben soll; ich bin deßhalb nicht glücklich und möchte für einige Zeit zu meinem Onkel, dem Obersten Stahl, zurückkehren.“

„So, also fort willst Du?“ rief die Alte. „Nun denn, da behandelt Dich Dein Mann wohl doch nicht gar zu liebevoll! Ich sage ja, das ist ererbt. O, was hatte meine arme Auguste zu leiden! In ein frühes Grab hat er sie gebracht, jener Unmensch, Raimund's Vater! Seine Schlechtigkeit dazu . . .“

„Raimund's Vater war schlecht?“ frug Lena. „Doch wohl nur rauh, launenhaft, verhärtet — aber schlecht?“

„So, war es etwa nicht schlecht, daß er Deinen Vater um seine sauer erworbenen Ersparnisse betrog?“

„Großmutter!“ rief Lena erschrocken, „Du täuschest Dich!“

„Nun, was hat Dir denn der Raimund darüber vorgelogen?“ frug die Großmutter mißtrauisch.

„Er sprach kein Wort davon,“ hauchte Lena verwirrt.

„So, kein Wort?“ sagte die Alte schneidend. „Und

warum, meine liebe Lena, glaubst Du wohl, daß er Dich geheirathet hat?"

Lena meinte einen Moment lang, das Bewußtsein zu verlieren. Da war es also, das enthüllte Geheimniß: Raimund hatte sie gewählt, um sie für den Betrug an ihren Eltern zu entschädigen, und er hatte den Umstand verschwiegen, weil er das Andenken seines Vaters nicht bemakeln wollte. Wie ein mächtiger Blitzstrahl plötzlich eine nächtige Gegend erhellt, so lag Alles plötzlich klar und deutlich vor ihr; jedes Wort, das Raimund damals bei seiner Werbung gesprochen, gewann die richtige Bedeutung. Er wollte ihr Los verbessern sie für die Entbehrungen ihrer Kindheit und Jugend entschädigen; das Wort Liebe hatte er immer vermieden. Und sie hatte doch an seine Liebe geglaubt, thöricht und verblendet wie sie war! Und in jenem Augenblick der Betäubung hatte er sich durch einen Blick verrathen, er erschrak, die Fremde an seinem Lager zu finden, die zu seinem Weibe zu machen ihn das Verhängniß gezwungen hatte. O, es war Alles nur allzu klar!

„Ich wußte das Alles nicht," sagte sie jetzt mit schwacher Stimme, indem sie bemerkte, daß die scharfen Augen der Großmutter auf ihr hafteten.

„Du wußtest das nicht?" meinte dieselbe mit ihrer harten, unerbittlichen Stimme. „Raimund ist ein Phantast, weßhalb sagt er nicht die Wahrheit? Er hat Dir also etwas vorgemacht von Liebe, nicht wahr, um nicht zu verrathen, daß es eigentlich eine schuldige Rückzahlung

war, welche er Dir zu leisten hatte? Und Du hast diesen Liebesbetheuerungen geglaubt und hast erst nachher gespürt, was es damit auf sich hatte? Eine traurige Geschichte das! Nun weißt Du wenigstens, wie sich die Sache verhält, die Wahrheit ist das Beste. Es war recht vernünftig von Dir, mein Kind, daß Du zu der alten Großmutter gekommen bist, um diese Wahrheit zu hören. Es taugt ja nichts, wenn zwei Menschen vor einander Verstecken spielen, nicht wahr?"

„Du hast Recht, liebe Großmutter," sprach Lena mühselig; „ich ahnte ein Geheimniß hinter all dem und suchte, mit Deiner Hilfe dahinter zu kommen. Ich danke Dir, daß Du mir geholfen hast, und nun sage mir noch etwas von jener alten, traurigen Geschichte."

Die alte Frau erzählte nun, wie Leonhard, Raimund's Vater, dem Bankerott nahe gewesen, und wie dessen Bruder, Lena's Vater, seine Ersparnisse, ein kleines Vermögen, hergegeben, um die Ehre des Hauses zu retten. Leonhard gelang es, sich vor dem Aeußersten zu bewahren. Aber Jahre vergingen, und er hatte noch nichts zurückgezahlt. Da starb sein Bruder, und in seinem Nachlaß fand man keine Zeile über die Schuld, keine Zeile! Der eine war wohl ein Thor, der andere ein unehrlicher Mensch von den beiden Brüdern gewesen. Konnte Leonhard nicht zahlen, oder wollte er nicht? Genug, auch die Witwe erhielt das Geld nicht, man sagte ihr, ihr Gatte hätte sich selbständig an einer Speculation betheiligt und verloren.

„Ich weiß aber von meiner Tochter," fuhr die alte

Frau fort, „daß dem nicht so war. Die arme Frau blieb vermögenslos und erhielt nur Unterstützungen von dem Schwager. Eben als dieser sich mehr und mehr emporzuraffen begann, im Begriff war, reich zu werden, da starb auch sie. Schau, ich will den Leonhard nicht verleumden ins Grab hinein, aber richtig war das nicht. Anfangs mochte es ihm schwer fallen, seine Schuld zu begleichen, dann schämte er sich, und so verjährte die Sache. Gewiß hat sich das Gewissen in ihm geregt, aber er that doch nichts für die arme Waise, die von Anderen groß gezogen wurde. Ich dachte oft an das kleine Ding, das arm und elternlos in der Fremde herumgestoßen wurde. Bisweilen mahnte ich Leonhard an seine Schuld gegen das verwaiste Mädchen; da wurde er unwirsch und leugnete steif und fest. So gingen die Jahre hin. Sein eigenes Kind hatte nicht die besten Tage; wie konnte man von ihm erwarten, daß er an das andere denke? Er ließ seinen Sohn über das Weltmeer ziehen. „Ich bin noch rüstig," pflegte er zu sagen, „und noch lange, lange kann ich dem Geschäfte allein vorstehen." Aber solcher Hochmuth kommt leichthin vor den Fall. Und eines Tages ward Leonhard vom Schlage gerührt, man schickte ein Kabeltelegramm an den Sohn; aber bevor dieser aus Boston eintraf, war der Vater längst begraben. Als Raimund nach seiner Rückkehr zu mir kam, dachte ich, jetzt muß er d'ran, dem Waisenmädchen Alles zu vergelten. „Raimund," sagte ich, „Du nennst ein schönes Erbe Dein, aber es gehört nicht Dir allein.

Weißt Du das?“ — „Ja, Großmutter,“ sagte er und wurde kreidebleich, „ich weiß Alles, mein Vater hat mir einen Brief hinterlassen, und, glaube mir, ich werde meine Pflicht thun.“ Einige Zeit darnach reiste er ab, und als er zurückkam, brachte er mir selbst die Verlobungsanzeige mit seiner Cousine Magdalena Stahl. Er war also geradenweges hin zu ihr gegangen und hatte sie gefreit, dagegen ließ sich nichts sagen. Raimund ist ein Mensch, der sich sehen lassen kann — die schönsten Patriciertöchter, sie hätten ihm keinen Korb gegeben. Und Du, mein Kind, kannst mit der Lösung auch zufrieden sein, vorausgesetzt nur, daß er Dich nicht schlecht behandelt.“

„Gewiß, liebe Großmutter, er behandelt mich nicht schlecht.“

Die alte Frau schien dieser Versicherung keinen Glauben zu schenken; die todesbleiche, ersterbende Miene ihrer Schwieger-Enkelin schien ihr eine Leidensgeschichte zu verrathen, für welche ihr die „schlechte Behandlung“ der nächstliegende Schlüssel war.

Da Lena nun gehen wollte, gab sie ihr noch eine Anzahl guter Lehren. Lena versprach mechanisch Alles, was die Alte wollte, und enteilte. Der Wagen wartete noch vor der Thür, in wenigen Minuten war Lena in ihrem blauen Boudoir, Raimund war noch nicht zurückgekehrt.

Gänzlich gebrochen und vernichtet sank sie auf das Sofa hin. Jetzt erst wußte sie, fühlte sie, daß sie noch immer gehofft hatte, ganz heimlich im tiefsten Herzen —

dieser unsichtbare Feind, dieses trennende Etwas, das zwischen ihr und dem Geliebten stand, würde in Nichts zerrinnen, und nun stand das Schreckliche vor ihr, greifbar, unleugbar, in zweifelloser Wirklichkeit! Keine Hoffnung mehr — keine Täuschung möglich! Raimund liebte sie nie, hatte niemals, keinen Augenblick lang einer Regung der Liebe nachgegeben, als er um sie warb; er hatte einfach in dieser ihm gelegenen Form eine Geldschuld an sie bezahlt. Wenn sie sich alle seine Worte, sein ganzes Betragen zurückrief, mußte sie zugeben, daß er die Lüge möglichst vermieden hatte. Aber er hatte es geschehen lassen, daß sie ihm ihr Herz gab, im besten Glauben zuwandte — er hatte sie betrogen! Und ohne jenen warnenden Blick, der ihr seine Abneigung verrieth, hätte sie sich ihm an jenem Tage ganz und gar zu eigen gegeben, sie hätte gläubig an seinem Herzen geruht, in der Meinung, daß sie das Weib seiner Liebe sei.

Und in dieser stillen Stunde, da ihr Blut sich empörte, jede Fiber ihres Wesens bebte, in dieser Stunde fühlte sie etwas wie Haß gegen ihn, der ihr so tückisch den Frieden ihrer Seele geraubt hatte. Was galt ihr die Schuld des Vaters; was frug sie nach dem unterschlagenen Gelde — die Welt hatte für sie nur *einen* Besitz: seine Liebe! Und diese Liebe hatte sich ihr entzogen, wie die Fata Morgana der Wüste, die bei einem Windhauch zerrinnt. Wie kleinlich von ihm, den Glauben ihres jungfräulichen Gefühls zu täuschen, nur um ihr Geld und Gut zuzuwenden, um sich einer drückenden

Schuld zu entledigen! Ja, sie haßte ihn, und sie wollte nicht länger eine Luft mit ihm athmen; möge er die Herrlichkeiten seines Patricierhauses allein genießen — sie trug kein Verlangen nach denselben. Ihr Plan war rasch fertig: sie wollte Wallstadt und Magda begleiten unter dem Vorwand, die Tante zu besuchen, dann sich irgendwo verbergen und von dort Raimund schreiben, ihm die volle Freiheit geben. Er sollte nicht länger das aufgedrungene Joch tragen!

Mit glühenden Thränen der Scham und der Verzweiflung dachte sie, wie er heimlich dagegen geknirscht haben mochte, wie sein Inneres sich wehrte gegen die aufgedrungene Frau — o, er sollte frei werden! Erst dachte sie daran, sich zu tödten; der Tod erschien ihr Wollust; aber sie durfte das nicht, sie durfte das Geheimniß ihres Herzens nicht so preisgeben; erst später, wenn das Gesetz ihn ganz von ihr frei gemacht, dann durfte sie sterben. Er sollte keinen Rest der Kette nachschleppen, und ein solcher wäre es gewesen, wenn man ihm hätte nachsagen können: Seine Frau hat sich getödtet. — —

Als sie Raimund, etwa eine Stunde vor Mitternacht, nach Hause kommen hörte, war sie bereits ruhiger geworden; sie sah dem schrecklichen Verhängniß ihres Lebens gefaßt ins Auge. Hatte sie es nicht immer dunkel empfunden, daß sie nicht zum Glück, zum Sonnenschein geboren sei? Einsam leben, einsam leiden, einsam sterben — das war ihr Schicksal, und sie wollte es mit Kraft ertragen bis ans Ende. Sie bedurfte der Kraft, vorerst,

um sich nicht zu verrathen. In diesem Augenblicke fühlte sie, wie schwer es ihr war, ihr Herz zu verbergen.

Sie bemerkte, wie Raimund an ihrer Thür lauschet, sie hörte beinahe seinen Athem; wollte er so spät bei ihr eintreten? Er hatte es noch nie gethan. Was trieb ihn an, so lange an ihrer Thür zu verweilen? Er stand noch immer dort, sie fühlte etwas wie einen magnetischen Zug durch das Holz.

Ja, sie haßte ihn — und sie hätte doch jetzt die Thür öffnen und in seine Arme fliegen mögen; es war, wie eine dämonische Krankheit, die nur der Tod heilt!

Jetzt entfernte sich Raimund langsam, zögernden Schrittes von ihrer Thür. Er hatte nicht gepocht, nicht gerufen — der Unselige — was wollte er von ihr? Weit, weit fort mußte sie vor ihm flüchten. —

Die Ruhe floh sie in dieser Nacht, und die helle Sommermorgensonne traf sie fiebernd und schlummerlos. Raimund mochte ihr glauben, daß sie krank sei, als er mit seinem gewöhnlichen, gleichmüthigen Gesichte bei ihr eintrat.

„Ich glaube, ich brauche Luftveränderung," sagte sie zu ihm mit tonloser Stimme und ohne zu ihm aufzublicken. „Ich möchte Magda und Wallstadt begleiten, wenn sie nach ihrer Heimat zurückkehren, möchte einige Wochen bei meiner Tante weilen — wenn Du nichts dagegen hast." Sie wies auf einen eben vollendeten Brief. „Ich habe Magda darüber geschrieben."

Raimund erwiderte lange nichts, aber sie fühlte, wie

sein Blick auf ihr ruhte, und sie bebte. Wenn er jetzt nach ihr fassen und bittend sagen würde: „Bleibe!", so konnte sie die Thränen nicht zurückhalten und Alles war verrathen. Aber er regte sich nicht, und jetzt sagte er kalt: „Ganz wie es Dir beliebt!"

Wie hätte sie es auch anders erwarten können? Gewiß fühlte er sich innerlich erleichtert! Und in diesem Augenblicke fühlte auch sie ihre Kraft wiederkehren. Indessen wollte sie sich nicht zu viel zumuthen, sie verblieb die folgenden Tage wegen Unwohlseins in ihrem Zimmer. Ihre Blässe, ihr erloschener Blick bestätigten ihr Leiden. Raimund trat nur hie und da bei ihr ein, um nach ihrem Befinden zu fragen; seine Miene war finster und verschlossen, seine Stimme kalt. Sie wich seinem Blick aus, den sie immer forschend und mißbilligend auf ihr ruhen fühlte. Gewiß, er ahnte, daß sie für immer gehen wollte.

Lena begann zu packen, nur das Nöthigste an Wäsche und Kleidern. Man wußte nicht genau, wann Magda und Wallstadt durchreisen würden, doch konnten sie in wenigen Tagen eintreffen. Das Ende war gekommen! Und während Lena es in dumpfer Verzweiflung nahen sah, ereignete sich eines Tages ein unerwarteter Zwischenfall.

Die Thür zu Lena's Boudoir wurde heftig aufgerissen, Magda stürzte herein, in Reisekleidern, mit verweinten Augen, sichtlich heftig aufgeregt. Raimund, der ihre Ankunft vom Comptoir aus bemerkt zu haben schien, folgte ihr. Magda umarmte stürmisch ihre Cousine.

„Ich flüchte zu Dir, liebe Lena, ich flüchte! Nimm mich so lange auf bei Dir, bis Du selbst zur Reise bereit bist, dann fahren wir zusammen zur Mama!“

„Und wo ist Dein Mann?“ frug Lena im höchsten Grade erstaunt und beunruhigt.

„In Helgoland geblieben — er mag dort bleiben, so lange als er will. Ich kehre zu meinen Eltern zurück — ich gehe nicht mehr zu ihm zurück.“

„Liebste Magda,“ sagte Lena ruhig, „das ist gewiß eine große Uebereilung. Du hast mit Karl einen Streit gehabt; vielleicht war Dein Mann heftig; das wird sich Alles ausgleichen.“ Und sie nahm Magda Hut und Mantel ab und streichelte begütigend ihr Haar.

„O, Du ahnst nicht, welch ein brutaler Despot in diesem Menschen verborgen ist,“ rief Magda aufgeregt; „niemals kehre ich zu ihm zurück!“

„Ich kann nicht glauben, daß es so schlimm ist,“ sagte Lena.

„O, ich kenne ihn schon längst,“ rief Magda, in Thränen ausbrechend; „er hat mich genug gequält durch seine Tyrannei. Kein Vergnügen, keine unschuldige Laune hat er mir gegönnt, immer wollte er der Herr sein über mein ganzes Leben. Nun aber ist das Maß voll!“

So eiferte die kleine Frau eine Weile fort. Allmälig gelang es Lena, sie zu einer Erzählung des Sachverhaltes zu bewegen. Nun kam das schreckliche Ereigniß zutage! Magda hatte sich von einem Berliner Gardelieutenant den Hof machen lassen — „so ein wenig, in

aller Unschuld und ohne Heimlichkeit" — und Karl war in Folge dessen wüthend geworden. Es gab eine große Auseinandersetzung, wobei ihr Karl den Verkehr mit dem Gardelieutenant verbot und Magda behauptete, sich nicht tyrannisiren zu lassen. Und darauf hin hätte Karl „gebrüllt": „Du wirst gehorchen, pflichtvergessenes Weib!", und sie mit einem geschwungenen Sessel bedroht — einem eisernen Gartensessel! Hierauf war die entrüstete Frau, wie sie ging und stand, nur mit Hut und Regenmantel, ohne Schirm, ohne Reservesacktuch! — zum Hafenplatz geeilt und mit dem nächsten Dampfer abgefahren.

„Aber hast Du denn gar kein Mitleid mit dem armen Manne?" rief Lena. „Wie sehr wird ihn Dein Verschwinden beunruhigen!"

„Hat er Mitleid mit mir? Bringt er mich nicht um meine Jugend? Ich soll mich seinetwegen wohl gar in ein Kloster sperren!"

„Wir müssen ihm sogleich telegraphiren," erklärte Lena bestimmt.

„Meinetwegen; aber nichts weiter, als daß ich auf der Durchreise zu meinen Eltern bei Euch eingekehrt bin, daß ich noch heute weiterfahre. Wann reisen wir, Lena? Mach' rasch, sonst glaubt er nicht, daß es Ernst ist."

„Du wirst dies Alles noch überlegen," sprach Lena mit großer Entschiedenheit; „ich kann nicht zugeben, daß Du eine so thörichte Uebereilung begehst. Wenn bisher sich keine Gelegenheit bot, so ist jetzt die Stunde gekommen, wo ich wie eine ältere Schwester an Dir handeln muß.

Ich warne Dich, Deinen Mann so übereilt, so herzlos zu verlassen. Wenn er in seinem Zorne gegen Dich zu weit ging, so hattest Du ihn gewiß gereizt, und in diesem Augenblicke ist er schon bestraft genug. Sei ehrlich: Du hast ihn gereizt!"

Magda wußte nicht recht, ob sie über den Ernst und Nachdruck Lena's böse werden sollte, oder nicht. „Gereizt? Mein Gott, ich habe mich ein wenig amusirt, mir ein wenig den Hof machen lassen! Das ist doch ganz natürlich! Wie kann mir Karl dies verbieten wollen? Ich bin eben jung und nicht gerade häßlich, im Gegentheil — er soll sehen, daß auch Andere mich begehrenswerth finden!"

„Wenn Du siehst, daß er so empfindlich ist für Deine Koketterie, so ist es Deine Pflicht, ihn zu schonen. Er ist nun einmal Dein Gatte, und Deine Sorge muß dahin gehen, Euren häuslichen Frieden zu bewahren."

„Es ist nicht möglich, in Frieden mit ihm zu leben. Unsere Zwistigkeiten hören nicht auf, er ist zu despotisch und vor Allem zu eifersüchtig. Nein, nein — rede mir nichts ein, ich gehe! Ich will noch ein wenig meine Jugend genießen!"

„Du bist herzlos, Magda, und wenn Du wirklich nicht besser wärest, als Deine Rede, so hätte Karl nicht allzu viel an Dir verloren; aber Du sprichst nur in so momentaner Erbitterung. Möglich, daß Dein Gatte die genannten Fehler hat, nehmen wir es an, dann aber bedenke, ob es verzeihliche sind, oder nicht. Ich denke, mit seinem Despotismus wird es nicht so schlimm sein; wärest

Du ihm gleichgiltig, würde er Dich auch nicht beherrschen wollen. Und seine Eifersucht — ja, er muß Dich doch wohl lieben, weil er so eifersüchtig ist — das ist wohl das Verzeihlichste."

„Aber bedenke, er war brutal, er hat mich bedroht!" sagte Magda ganz kleinlaut. Lena's ernste, mahnende Worte nahmen sie gegen ihren Willen gefangen.

„Das war eine augenblickliche Aufwallung, und glaubst Du nicht, daß er sie schon längst bereut hat? Es ist ungerecht und grausam, Jemanden für sinnlose, im Zorn ausgestoßene Worte lebenslänglich bestrafen zu wollen. Und der Zorn Deines Mannes entsprang ja wieder nur der Liebe zu Dir! Bedenke doch, Magda, wenn Du kannst, bedenke!"

Lena war in einen seltsamen, fieberhaften Eifer gerathen; sie kannte sich selbst nicht mehr. „Du hast einen Gatten, der Dich liebt! Nicht Jede ist so glücklich. Bedenke, wie Viele an der Seite eines kaltherzigen, lieblosen Mannes ihr Leben vertrauern und sich vergebens nach Liebe sehnen! Karl hat Dich lieb! Könntest Du doch ermessen, begreifen, welches Glück darin liegt! Bist Du es nicht im Stande, Magda? Denke nach, prüfe Dich! Bis heute hast Du noch so gedankenlos in den Tag hineingelebt, kein Schmerz trat an Dich heran, der Dich zwang, in die Tiefe Deines Lebens zu blicken. Nun ist die Stunde gekommen, wo Du edleren, höheren Regungen Raum geben oder ihnen für immer immer entsagen mußt. Bringe ein Opfer — sei demüthig, nachsichtig und geduldig,

um Dir die Liebe Deines Mannes zu sichern! Jedes Glück will verdient sein. Nicht nur diesmal mußt Du ihm verzeihen, ihm Deine Eitelkeit, Deinen Eigenwillen zum Opfer bringen, auch künftighin mußt Du in dem Bewußtsein neben ihm leben, daß Deine Selbstverleugnung nothwendig ist zu Eurem Glück. Fasse einen großen Entschluß, Magda — sei gut, sei nachgiebig, sei liebevoll, und Du wirst sehen, auch Karl wird anders werden!"

Lena hatte mit brennenden Wangen gesprochen, sie wagte nicht, die Augen zu erheben, denn sie fühlte, daß Raimund keinen Blick von ihr verwandte. Magda schluchzte; sie wollte offenbar noch nicht nachgeben und getraute sich doch nicht, Lena zu widersprechen. Diese schien indessen zu erkennen, daß ihr Spiel gewonnen sei; sie drang nicht weiter in Magda, sondern suchte, sie durch freundliche Zureden zu beruhigen und für ihr Behagen zu sorgen.

Lena selbst hatte in dieser Sorge um ein anderes Geschick ihr eigenes auf einen Augenblick vergessen; es hatte ihr wohlgethan, einmal nach ihrer Ueberzeugung sprechen zu dürfen; es hatte ihr Herz erleichtert. Und jetzt — ganz plötzlich — gewann sie den Muth und die Kraft, Raimund's Blick voll und ganz zu begegnen, er sollte es fühlen, daß sie aus tiefster Seele gesprochen: es handelte sich um einen Gatten, der sein Weib liebte.

Bevor der Abend gekommen, war es Lena gelungen, ihre Base zur Rückkehr zu ihrem Manne zu bewegen. Erst hatte Magda verlangt, er solle sie abholen; aber die strenge, unerbittliche Lena erklärte, auch dies hieße ihm

zu viel zumuthen. Diese Demüthigung könne ihm schwer ankommen, und so dürfe man das neue Leben nicht beginnen. Lena erbot sich, Magda zurück zu begleiten, da sie sich dem Paare ohnehin zu dessen Rückkehr anschließen wollte. Das war für Magda, welche noch immer ihren Hochmuth nicht ganz bezwungen hatte, ein ersehnter Ausweg. Karl sollte ihre Rückkehr Lena zu verdanken haben: Lena hatte sie beredet, Lena brachte sie zurück — ohne Lena wäre sie nicht gekommen. Und nun war die junge Frau mit Allem einverstanden, sie hatte den plausibeln Vorwand zu der Rückkehr gefunden, die sie jetzt selbst heimlich wünschte.

Lena hatte an Karl telegraphirt: „Ich bringe Ihnen Magda zurück.“ Die Abreise der beiden Damen war für den folgenden Vormittag festgesetzt.

So war ganz plötzlich für Lena der Tag der Trennung gekommen, denn Magda wollte auf der Rückreise eine andere Route nehmen. Die helle Sommersonne schimmerte durch die blauseidenen Vorhänge des Boudoirs und fand die Bewohnerin reisefertig und gerichtet für die schwere, letzte Stunde. Lena blickte ohne eine Regung des Bedauerns in dem schönen Raume umher, wo sie ungezählte einsame Stunden des Zweifels und der Qual verlebt hatte. Welche endlosen Zwiegespräche hatte sie hier mit sich selbst gehalten, die immer zu gleich traurigem Endergebniß kamen! Nein, es mußte all dieser Pein ein Ende gemacht werden! Nur noch der eine schreckliche Augenblick des Scheidens, wo sie zum letztenmale seinem

Blicke begegnen mußte — diesem Blick, der ihr Schicksal geworden — und dann war Alles vorüber! Der Rest ihres Lebens lag dann noch vor ihr wie ein Schatten, ein Nichts, eine unbestimmte, gleichgiltige, vorübergehende Nothwendigkeit.

Man rief sie zum Frühstück. Es war eine seltsam traurige Mahlzeit. Magda schien ruhig, aber sie aß nur wenig; Lena vermochte die Speisen nicht zu berühren, und seltsamerweise aß auch Raimund nicht. So war dieses Frühstück bald vorüber.

Man erhob sich; es war beinahe Zeit, nach dem Hafen zu fahren. Magda eilte in ihr Zimmer, um sich fertig zu machen, Raimund und Lena blieben allein. Der schwere, gefürchtete Moment für sie war gekommen. In dumpfer Erwartung standen sie einander gegenüber.

„Leb' wohl," sagte Lena endlich mit tonloser Stimme und reichte ihm die Hand. Er berührte dieselbe nicht.

„Es ist recht seltsam von Dir," sagte er hart, „daß Du so eifrig bist, einem fremden Manne seine Frau zurückzubringen! Und Deinen eigenen Gatten willst Du verlassen! Denn ich täusche mich nicht darüber" — und seine Stimme bebte leicht — „Du willst mich für immer verlassen!"

„Ja," sagte sie dumpf, nichts weiter.

„Und warum handelst Du selbst so wenig nach den schönen Lehren, die Du Jenen, Deiner Base gegeben hast?" rief er fast zornig.

„Jene lieben sich,“ sagte sie, und wieder nichts weiter, ihrer Kraft reichte kaum für diese wenigen Worte.

„Sie lieben sich!“ rief er flammenden Blickes, mit einer Leidenschaft, welche sie nie in ihm geahnt hatte. „Sie lieben sich, und so mögen sie miteinander leben, wenn es auch nicht ungetrübt sein wird. Aber Du — Du mit dem steinernen Herzen, mit der dreifach gepanzerten Seele — was solltest Du im Hause eines Lebendigen? Und ich Thor — ich suchte und ersehnte einen warmen Lebenspuls hinter dieser eisigen Marmorhülle! Hundertmal streckte ich die warme Hand nach ihr aus, hundertmal kam Dir mein natürlicher Lebenshauch entgegen — und hundertmal hast Du mich zurückgestoßen durch Deine fühllose Unnahbarkeit! Du bist kein Weib, das lieben und beglücken kann — geh', Unglückselige — geh'!“

Sie hatte den Sinn seiner Worte kaum ganz erfaßt, sie hörte nur, daß er zürnte, daß er sie gehen hieß. Er grollte ihr, daß sie kalt und unbezwungen blieb, und sie hatte das Schicksal gepriesen, daß sie es vermochte!

Ihre Gedanken wirbelten wie toll durcheinander, der Boden schwankte, die Wände drohten auf sie niederzustürzen — sie wußte nur Eines: er hatte sie gehen geheißen!

Sie streckte mit einer instinctiven, schmerzlichen, abweisenden Geberde die Hand nach ihm aus und schwankte zur Thür. Und plötzlich blieb sie stehen. Neben dieser Thür stand ein großer, geschnitzter Eichenschrank, in welchen ein großer Spiegel eingelassen war — und in diesem

Spiegel sah sie Raimund, der ganz unbeweglich an den Tisch gelehnt stand und ihr mit dem Auge folgte, mit einem thränenumflorten Blick voll Jammer — voll Liebe! Er schien ihr Innehalten gar nicht zu bemerken, und sie? Sie kehrte sich nach ihm um — ganz unbewußt — und laut aufweinend stürzte sie sich in seine Arme. — —

VI.

Der Postdampfer nach Helgoland war ohne die beiden Damen abgefahren, welche ihre Plätze schon den Tag vorher bezahlt hatten. Lena hatte nochmals an Wallstadt telegraphirt, daß sie ihm Magda nicht zurückbringen könne, er müsse sie wohl selbst holen. Und wirklich war er mit dem Abendschiff schon gekommen; sofort nach Empfang des zweiten Telegramms war er abgereist.

Es gab eine große Versöhnungs-Scene, wobei Karl viel Würde und Magda viel Rührung entwickelte. Lena spielte dabei den schirmenden Genius, sie lächelte so glücklich dabei, wahrscheinlich deßhalb, weil die beiden Anderen sichtlich so sehr froh waren, einander wieder zu haben.

„Lena will mir nicht sagen, warum sie so plötzlich nicht abreisen konnte,“ sagte Magda; „aber ich errathe es, Karl!“ Und triumphirend auf Raimund und Lena weisend, rief sie: „Sie hatten sich auch gezankt! Ich bin dessen sicher. Und eben heute sind sie wieder gut geworden Jetzt, wenn diese beiden Stoizen zanken, dürfen wir es doch wohl auch thun?“

„Na gewiß!“ meinte Karl.

Die Gäste konnten an diesem Abend die Rückreise nicht mehr antreten, es war zu spät. Also blieben sie in dem Gastzimmer, welches sie schon einmal bewohnt hatten; das Gemach mußte noch rasch in Stand gesetzt, ein Souper zubereitet werden. Und es war schon spät, als die beiden Paare sich zurückzogen.

„Enfin seul!“ — Raimund und Lena hatten wegen Magda’s Anwesenheit noch kaum miteinander gesprochen seit jenem Abschied vom Morgen, nur durch Blicke hatten sie sich verständigt. Und jetzt waren sie allein — allein in dem blauen Boudoir, das die junge Frau noch diesen Morgen so unbedenklich für immer verlassen wollte. Endlich war die Stunde gekommen, wo sie die Glut ihres Herzens ausströmen durfte; ihr war zu Muthe, als hätte sie ein Zauberstab berührt. Mit einem einzigen Schlage war der Bann gebrochen — wieder stürzte sie Raimund in die Arme, ihn mit Küssen und Liebesbetheuerungen erstickend.

Noch immer hatte er ihr nicht gesagt, daß er sie liebe, und dennoch zweifelte sie nicht mehr daran; sie begriff nicht, daß sie ein Jahr lang so ängstlich darauf bedacht gewesen, ihre Liebe zu verbergen — ja, es war eine Krankheit, ein Wahnsinn gewesen. Jetzt war sie stolz darauf, so heiß zu lieben. An jenen schlimmen Blick, an die Geschichte der Großmutter dachte sie nur noch wie an einen Fiebertraum. Raimund hatte sie immer geliebt, und sie war eine mit Blindheit geschlagene Thörin ge-

wesen! — aber sie wollte jetzt Alles einbringen und gut machen.

Endlich kam sie dazu, ihm ihre ganze Leidensgeschichte vorzustammeln, er hörte zu mit dem Lächeln eines starken Bewußtseins.

„Wäre Magda an Deiner Stelle gewesen," sagte er, „so hätte ich gewiß nicht um sie geworben, sondern das Geheimniß meines Vaters so viel als nöthig preisgegeben und mich mit ihr ausgeglichen. Aber Du warst es, die ich fand! Ich fühlte im ersten Augenblicke, Du seiest das Weib, welches ich lieben könnte. Aber langsam und zaghaft, wie ich mich gebe, zweifelte ich an Deiner Liebe, ich fühlte immer ein trennendes Etwas zwischen uns, auch bedrückte mich einigermaßen das ererbte Geheimniß. Aber ich fand nicht den Muth, es Dir preiszugeben, denn ich fürchtete, stolz und trotzig, wie Du bist, Du würdest mich verlassen. Ich mußte Dich zuerst von meiner Liebe überzeugen — würde mir dies gelingen? Die Rückwirkung einer solchen Stunde der Entmuthigung mußte es gewesen sein, da ich Dich mit einem Blick von mir scheuchte — ich weiß heute nichts davon. Und was dann kam, Lena — ach, wie oft habe ich es versucht, freilich nur leise versucht, Dir nahe zu kommen, Dich zu gewinnen! Aber Du bliebst unnahbar. Endlich mußte ich an irgend eine Leidenschaft für einen Anderen glauben, an irgend Etwas, das Dich zum Stein machte für mich. Aber auch in diesem traurigen Jahre habe ich nicht einen Tag, nicht eine Stunde lang das Gefühl verloren, daß Du das

Weib meiner Liebe seiest, daß ich mit Dir die Möglichkeit des Glückes verlor. Es war eben eine geheime Offenbarung meines Herzens, welche Deine Kälte nicht Lügen strafen konnte. Doch nun genug davon, Du mein schwer errungenes, theures Weib!“

„Nein, kein Wort mehr davon! Aber ich werde Alles sühnen, Raimund!“

Buchdruckerei Emil Stephan, Plagwitz.

Erläuterungen zu den Ausländischen Klassikern.

Herausgegeben von **Robert Prölß.**

1. Shakespeare, Romeo und Julia.
2. „ Viel Lärmen um Nichts.
3. 4. „ Julius Cäsar.
5. „ Kaufmann von Venedig.
6. „ Richard II.
7. 8. „ Hamlet.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Das Thema der Goetheschen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt von Dr. **Christian Semler.** 1879. 8. 1 M. 20 Pf.

Wallenstein's Lager von **Friedrich von Schiller.** Eine Festrede von Dr. **Christian Semler.** 1879. 8. 60 Pf.

Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. Zur Säcularfeier des Dichters. Vortrag. Von Dr. **Ludwig Eckardt.** 1 M.

Schiller, Thorwaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der „Weltgeschichte der Kunst". Festrede. Von Dr. **Ludwig Eckardt.** 50 Pf.

Der zerbrochene Krug von **Heinrich von Kleist.** Für den Schulunterricht von Dr. **Christian Semler.** 1879. 8. 80 Pf.

Die Hermannsschlacht. Ein Drama v. **Heinrich v. Kleist.** Für Schule u. Haus erklärt von Prof. **L. Zürn.** 1888. 8.

Ein Nachmittag auf dem Weghause. Beiträge zum Leben Lessings aus der Wolfenbütteler Zeit von **Alexander von Seventornen.** 1883. gr. 8. 2 M. 40 Pf. Gebunden 3 M. 50 Pf.

Graf Lothar. Dramatische Dichtung in 5 Akten von **Cäsar Stuart.** 1886. 8. 2 M. Gebunden 3 M.

Isidora von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrhundert von **Jean Bernard.** Mit Portrait. **4. Aufl.** 1886. 8. 3 M. Gebunden 4 M.

Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben von Dr. **Fr. W. Ebeling.** 1 M.

Die Völkerschlacht von Leipzig in ihrer Bedeutung für Deutschlands Vergangenheit und Zukunft. Vortrag. Von Dr. **Ludwig Eckardt.** 50 Pf.

Wetterleuchten. Skizzen und Essays. Von **Margarethe Halm.** 1877. 8. 1 M. 50 Pf.

89
95 ≡ !
98
101
103
105/6
(110/12 113)
(116–17
121
127/28
(133!!
140
143!)
159

Am Abgrund der Ehe

Bd.: 2.

1888